



SO SIEHT'S AUS
DAS DEUTSCHLAND-HEFT



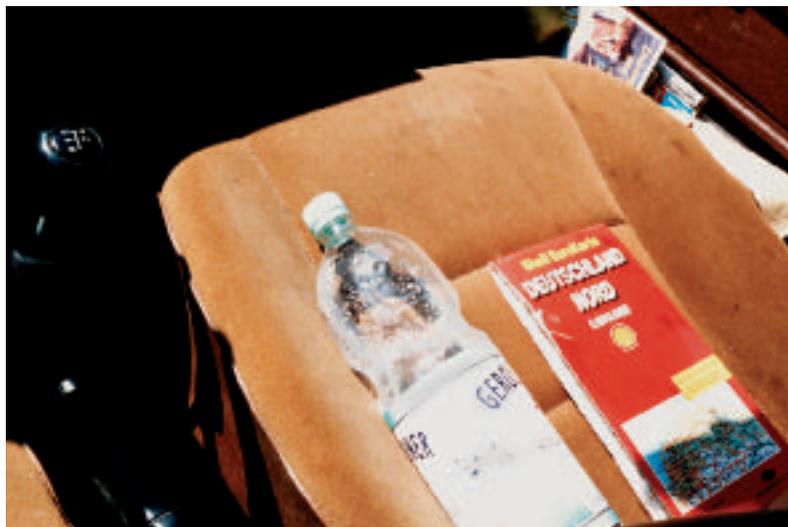
www.*fluter*.de

Deutschland. Kein schöner Land?

Neue Sachlichkeit – ein Modetrend? Biedermeier – ein Möbelstück? fluter.de stöbert in vergangenen Literaturepochen und kramt Bücher hervor, die nicht jeder kennt.

Popcornkino und mehr – die Filmszene boomt. Nachwuchsregisseur Marco Kreuzpaintner erzählt, wie es ist, in Deutschland Filme zu machen.

fluter.de im November: Smog über London, Windräder in der Nordsee, Biomasse in Bayern. Wie geht's der Umwelt?



Der Beifahrersitz im Auto unseres Fotografen Peter Langer.

Editorial

Wie lebt es sich in Deutschland? Was bewegt Menschen, die hier leben? fluter hat einen Ausflug durch unser Land unternommen und stellt 19 Menschen vor. Es ist ein Kaleidoskop des persönlichen und beruflichen Alltags – oft fern der großen Politik und Geschichte. Und doch schreiben beide sich ein in die Geschichten, die uns erzählt werden.

Deutschland hatte in den letzten Jahrzehnten immer wieder mit seinem prekären kollektiven Gedächtnis zu tun. Noch heute, mehr als 50 Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus und 15 Jahre nach dem Fall der Mauer, ist das ein basso continuo unseres Selbstverständnisses, des Bildes, das wir und andere von uns entwerfen. Seit einigen Jahren kommt hinzu, dass für immer mehr Menschen ihre eigene Zukunft prekär wird. Zwar gibt es immer noch viele, die in den sicheren Bahnen eines vorgezeichneten Berufsweges ihr Leben gestalten. Es werden aber weniger. Mehr und mehr haben eher eine Patchwork-Biografie hinter und vor sich. Das Leben bleibt eine Baustelle. Damit wird die Sorge um sich, die der französische Philosoph Michel Foucault vor gut 20 Jahren als Thema wiederentdeckte, eine eminent politische Frage. Die Mikropolitiken des Alltags sind eben mehr als der passive Resonanzraum der so genannten großen Politik. Diese wird es sich im Gegenteil immer weniger leisten können, von den sehr konkreten, widersprüchlichen und sich wandelnden Erfahrungen, Interessen und Erwartungen der Vielen zu abstrahieren. Einige davon kommen hier zu Wort. Sie sind weder repräsentativ noch sollen sie etwas symbolisieren. Ein Heft mit 52 Seiten bleibt immer unvollständig. Aber vielleicht ist es damit wie im Leben: Das was wir am meisten vermissen, in Verbindung mit dem, was uns am meisten berührt, gibt uns ein klareres Bild davon, was es uns wert ist, in diesem Land zu leben. So sieht's aus, oder?

Thorsten Schilling

- s.4 vorstellen
- s.6 begrüßen
- s.8 feiern
- s.12 spielen
- s.14 erzählen
- s.17 anziehen
- s.18 arbeiten
- s.20 lieben
- s.24 singen
- s.26 essen
- s.28 verstehen
- s.31 Impressum
- s.32 überlegen
- s.34 jobben
- s.37 lesen
- s.38 erfinden
- s.40 streiten
- s.42 sammeln
- s.44 wohnen
- s.48 lachen
- s.50 gewinnen

Peter Langer, 36 - hat alle Bilder für diese fluter-Ausgabe gemacht. Geboren in Schwäbisch Gmünd, lebt er seit acht Jahren in Berlin. Berlin mag er, „weil es nicht so rechtwinklig ist wie die anderen Städte“. Durch Deutschland fährt Peter mit seinem alten Golf Diesel. Für fluter hat er Bilder zu den Tätigkeiten geliefert, die den Geschichten in diesem Heft zugeordnet sind.



Unter uns

Etwa 82,5 Millionen Menschen leben in Deutschland. Jeder von ihnen hat eigene Wünsche und Sorgen, Pläne und Hoffnungen. Jeden bewegt gerade etwas anderes – Politik, Sport, Kultur, Beruf, Familie. fluter hat 19 Menschen getroffen, die anhand von Alltagstätigkeiten über ihr Leben in Deutschland 2004 sprechen. Diese 19 sind nicht repräsentativ für Deutschland, sie sollen es auch nicht sein. Sie zeigen einfach einen Teil der vielen Möglichkeiten, 2004 in Deutschland zu leben.



s.06

BEGRÜßEN
ULRIKE GERTH

Urlaub, Hotel, erst mal einchecken. Kennt jeder, die Situation. Aber was denken die Damen und Herren auf der anderen Seite des Rezeptionsdesks? Ulrike verrät es.



s.08

FEIERN
OSKAR MELZER

„Eine gute Party kann man nicht planen“, sagt Oskar. Wer mal auf einer Party war, die Oskar organisiert hat, weiß, dass das nicht die ganze Wahrheit ist.



s.20

LIEBEN
NATALIE MILLER UND ANDRE VAN VUEGT

Wie aus zwei Menschen auf zwei Kontinenten ein Paar in einer Wohnung in Deutschland wurde.



s.24

SINGEN
MARCUS WIEBUSCH

Kettcar glaubt nicht, die Musik neu zu erfinden – aber immerhin eine Lücke zu schließen. Kettcar-Sänger Marcus erklärt, welche das ist.



s.37

LESEN
ANGELA SCHIKOFSKI

Welche Bücher haben sich 2003 in Deutschland am öftesten verkauft? Und eine Buchhändlerin erklärt, wann Diätbücher besonders gefragt sind.



s.38

ERFINDEN
NIKON RASUMOV

Was hieß gleich noch mal lacesere auf Deutsch? Und wie war die dritte binomische Formel? Nikon hat eine Idee, wie man sich das besser merken kann.



s. 12

SPIELEN
CHRISTOPH METZELDER

Der Nationalspieler von Borussia Dortmund ist seit mehr als einem Jahr verletzt. Christoph weiß nicht, wann er wieder gesund genug ist, um spielen zu können.



s. 14

ERZÄHLEN
NICHOLAS HAUSE

Jemand muss sich das ausdenken und aufschreiben, was gedreht und im Fernsehen gezeigt wird. Jemand wie Nicholas, der erklärt, warum im TV so oft geduscht wird.



s. 17

ANZIEHEN
KIRSTEN-ANNA REICHENBACH

Was sollten deutsche Jugendliche eigentlich immer anhaben? Wissen wir auch nicht. Kirsten-Anna macht zumindest einen selbst entworfenen Vorschlag.



s. 18

ARBEITEN
JUTTA STEINHAUER

Eigentlich will sie nur: arbeiten. Aber was muss sie den ganzen Tag tun? Bewerbungen schreiben, zur Post bringen, warten. Ist auch Arbeit, aber nicht die richtige.



s. 26

ESSEN
ISMAIL HALITI

Einen guten Appetit wünscht Ismail prinzipiell jedem. Schön für ihn, wenn das Essen in einer Küche gekocht wurde, die er verkauft hat.



s. 28

VERSTEHEN
ANDRÉ MELSKY

Vor 14 Jahren hörte die DDR auf zu existieren. André's Vater verlor dadurch seinen Arbeitgeber - André hat dazu noch ein paar Fragen. Wir auch.



s. 32

ÜBERLEGEN
RACHELI VON HOFACKER

Racheli führt ein etwas unstetes Leben, in dem sie sich oft auch einfach nur treiben lässt. Entscheidungen fällen muss sie dann aber doch auch mal - und tut es einfach.



s. 34

JOB BEN
SARAH WOITHE

Der Checkpoint an der Friedrichstraße war der 3. zwischen Westberlin und der DDR, daher „Charlie“ (nach dem 3. Buchstaben im Abc). Sarah jobbt dort in Uniform.



s. 40

STREITEN
PHILIPP LINDEN

Hunde die sich beißen, Schneeberge, die in Gärten geschaufelt werden, und Menschen, die deswegen vor Gericht gehen. Philipp hört sich das an - und entscheidet.



s. 42

SAMMELN
BARBARA WEISS

Über das Leben in einer kleinen Stadt, die Rivalität zum Fußballverein des Nachbardoßes und „Emil Eintopf“ - Barbara hat einiges zu erzählen.



s. 44

WOHNEN
LISELOTTE HEHNER

Diese Geschichte funktioniert so: eine Frau, hundert Jahre. Frau Hehner spricht über Droschken auf dem Ku'damm, Affen im Berliner Zoo, die Mauer - ihr Leben.



s. 48

LACHEN
ALEX BOJCAN

Als Kurt Krömer tritt der gebürtige Neuköllner auf die Bühne mit dem Auftrag, Menschen zum Lachen zu bringen. Hier erklärt er, wie er das macht.

Hallo erst mal!

Wie ist das, wenn man den ganzen Tag damit verbringt,
Menschen professionell willkommen zu heißen? Ulrike verdient so ihr Geld:
als Rezeptionistin im Hotel.

Protokoll: Christine Zerwes

> Guten Tag!

Nach meiner zweieinhalbjährigen Ausbildung zur Hotelfachfrau, war mir klar, dass ich am Empfang arbeiten wollte: Dort hat man am meisten mit den Gästen zu tun. Angefangen habe ich als so genannter Reception Clerk, inzwischen bin ich Reception Supervisor, das heißt Schichtleiter. Während der Arbeit trage ich Make-up in dezenten Farben, die Haare habe ich zusammengebunden und ich habe natürlich unsere Hoteluniform an: grauer Rock, Blazer, weiße Bluse und mein Namensschild. Sichtbare Piercings, Tattoos und mehr als ein Ring pro Hand und Ohr sind verboten. In großen Hotels hat man es meistens mit Geschäftsreisenden zu tun, die meisten sind leicht zu erkennen: Anzug, Krawatte, Trolley und ein sehr zielstrebiges Gang. Stadtreisende dagegen kommen deutlich zögerlicher auf die Rezeption zu, sie tragen meist legere Kleidung und haben Reisetaschen dabei. Prominente Gäste begrüßen der Empfangschef oder der Direktor persönlich. Der neueste Klatsch entgeht mir aber trotzdem nicht: Ich weiß oft lange bevor es in den Zeitungen steht, wer mit wem und seit wann.

> Herzlich willkommen!

Die anstrengendste Zeit ist zwischen 16 und 21 Uhr – in diesen Stunden stehen die Gäste an der Rezeption Schlange. Da muss ich in wenigen Stunden achtzig- bis hundertmal sagen: „Herzlich willkommen bei uns, hatten Sie eine angenehme Anreise?“ Italiener und Franzosen kann ich in ihrer jeweiligen Sprache begrüßen, darüber freuen sie sich. Die anderen ausländischen Gäste begrüße ich auf Englisch: „We are delighted to welcome you“. Ich stimme mit dem Gast ab, wie lange er in welchem Zimmer mit wie vielen Personen bei uns wohnen wird und ob er ein Raucher- oder Nichtraucherzimmer gebucht hat – das ist besonders wichtig. Ich habe gelernt, während des Check-in immer Blickkontakt zu halten und den Gast dreimal mit seinem Namen anzusprechen. Das gibt ihm das Gefühl, besonders ernst genommen zu werden. Wenn diese Stunden vorüber sind, habe ich immer einen ganz trockenen Mund.

> Angenehmen Aufenthalt!

Mit der Zeit habe ich mich daran gewöhnt, immer wieder das Gleiche zu erklären. Zum Beispiel den Meldeschein: Bevor die Gäste auf ihr Zimmer dürfen, müssen sie einen Meldeschein mit Adresse und Geburtsdatum ausfüllen, in bayrischen Hotels ist das Vorschrift. Einige sind zu eitel, ihr Alter zu verraten, und ich darf von deutschen Gästen keinen Pass verlangen – das darf nur die Polizei. Manche Touristen fühlen sich auch angegriffen, wenn sie, wie es üblich ist, ihre Kreditkarte oder Bargeld als Sicherheit hinterlegen sollen. Daran merkt man, dass sie nicht oft in großen Hotels absteigen. Gästen, die lange auf ihr Zimmer warten müssen, weil es vor ihrer Ankunft noch nicht gereinigt wurde, schicke ich am Abend einen Obstkorb als kleine Entschuldigung. Nach der Anreise sind viele müde und gereizt, deshalb ist es besonders wichtig, zuvorkommend und freundlich zu sein: „Bitte, Herr Meier, Ihr Schlüssel. Sie wohnen im dritten Stock. Wir wünschen Ihnen einen angenehmen Aufenthalt“, dazu lächeln, die Zimmernummer nie laut sagen – das ist Vorschrift, denn es wäre indiskret – und der Check-in ist beendet.



Ein freundlicher Gruß zum Bootsfest; Starnberger See.

> Was kann ich noch für Sie tun?

Reiche arabische Gäste faszinieren mich, denn sie wirken nie gestresst, obwohl sie oft mit der ganzen Familie, also mehreren Frauen und Kindern reisen. Und sie haben selten Kreditkarten, sondern meist große Mengen Bargeld dabei. Einmal musste ich einem kleinen arabischen Jungen den Hotelkiosk zeigen – der kam an die Rezeption, hatte einen 500-Euro-Schein dabei und wollte sich nur zwei Schokoriegel kaufen. Es kommt vor, dass mich Gäste zu einem Drink nach Feierabend einladen wollen, aber als Angestellte des Hotels ist mir das strikt verboten und zudem sehr unangenehm. So unangenehm wie verheiratete Geschäftsleute, die mit ihrer Geliebten auf dem Zimmer wohnen. Ich werde ungewollt zur Mitwisserin, denn am Empfang müssen wir die Zahl der anwesenden Personen wissen, falls es brennt und das Hotel evakuiert werden muss. „Übrigens, offiziell reise ich allein!“, ist ihr Standardsatz. Bei der Abreise bedanken sich manche für meine Diskretion. Ich antworte dann: „Habe ich eine andere Wahl?“

> Auf Wiedersehen!

Unsere Stammgäste kommen jede Woche, Montag bis Freitag, um in München zu arbeiten. Zu ihnen habe ich ein fast freundschaftliches Verhältnis und bekomme oft Schokolade oder Blumen geschenkt. Aber auch Stammgäste können schwierig sein, wenn sie zum Beispiel nicht dasselbe Zimmer bekommen wie bei ihrem letzten Aufenthalt. Manche drohen dann, nie wieder zu kommen. Aber über das Wochenende vergessen sie ihren Ärger und stehen montags wieder bei mir an der Rezeption. Trotzdem: Ich nehme jede Beschwerde ernst, in der Ausbildung habe ich die so genannte I.e.a.r.n.-Regel gelernt. Das bedeutet: *listen* – dem Gast aufmerksam zuhören, *empathize* – sich in den Gast hinein fühlen, *apologize* – sich höflich beim Gast entschuldigen, *react* – handeln und das Problem lösen – und *notify* – den Gast informieren, wenn das Ärgernis behoben wurde. Seit ich im Hotel arbeite, achte ich in meiner Freizeit sehr auf das Benehmen von Angestellten in Restaurants oder Hotels. Wenn sie freundlich sind – nur dann –, gebe ich viel Trinkgeld. Schließlich weiß ich, wie schlecht man in unserer Branche verdient.



Ulrike Gerth, 25, lebt in München, hat eine Ausbildung zur Hotelfachfrau gemacht und schon in mehreren renommierten Häusern in Europa gearbeitet. Sie reist am liebsten nach Italien.





feiern

Nachtwache

Dem Zauber einer guten Party zu erliegen, ihn zu genießen und als Erinnerung aufzubewahren, das ist kein Problem. Wenn es gut läuft, ist Oskar der Zauberer.



Geburtstagsparty, Hamburg-St. Pauli.

Es kann nicht nur am Alkohol liegen, an den unzähligen Bieren und Cocktails, die über die Theke gereicht werden. Eben noch haben sich die Gäste unruhig durch den Innenhof und die Flure des Clubs in Berlin-Mitte bewegt, als würden sie nach etwas suchen. Jetzt ist sie plötzlich da, die Euphorie, die eine gute Party von einer schlechten Party unterscheidet. Heute Nacht, hier im WMF-Sommerlager, schmeckt sie nach kaltem Rauch, nach süßem Parfüm und nach Gin Tonic mit zu viel Gin und zu wenig Tonic. Zwei Jungs, die noch vor ein paar Minuten gelangweilt am Rand der Tanzfläche standen, fangen vorsichtig an, sich im Takt der Musik zu bewegen. Ein Mädchen mit Fransenfrisur und einem engen türkisfarbenen Oberteil reißt den linken Arm hoch und zeigt mit ausgestrecktem Finger Richtung Decke. Wie Eisenspäne in einem Magnetfeld haben sich allmählich fast alle auf der Tanzfläche in Richtung DJ-Pult ausgerichtet. Sichtlich angespannt steht dort Oskar hinter zwei Plattenspielern, einem Laptop und einem Mischpult. Der Bügel seines Kopfhörers ist nach vorne gerutscht und liegt auf seiner Stirn, ein Videobeamer wirft eine animierte Sommerwiese an die Wand hinter ihm. Oskar blickt in die Menge wie ein Bogenschütze auf die Zielscheibe. Dann schiebt er den Regler hoch, ein wuchtiger Bass setzt ein, und auf einmal ist es, als würde sich die Energie eines Kraftwerks entladen. Das Mädchen mit der Fransenfrisur fängt vor Begeisterung an zu schreien.

Ein Woche später sitzt Oskar am Esstisch in der Küche seiner Altbauwohnung in der Rosenthaler Vorstadt. Er wirkt entspannter als

neulich nachts, was wohl daran liegt, dass er am Morgen nach der Party nach Israel geflogen ist, zur Hochzeit seines Freundes Raffi und um danach ein paar Tage Urlaub zu machen. „Eine gute Party kann man nicht planen“, sagt Oskar. „Man kann nur die Voraussetzungen dafür schaffen: gute Musik, guter Sound, die richtigen Räumlichkeiten und kalte Getränke. Der Rest liegt an den Gästen. Wenn es gut läuft, kippt irgendwann die Stimmung. Der Ausnahmezustand hält ein paar Stunden an. Dann ist er genauso plötzlich vorbei, wie er gekommen ist.“ Oskar macht seit über zehn Jahren Partys. Doch wenn die Abendkasse öffnet, ist er noch immer so aufgeregt wie ein Kind, das seinen Geburtstag feiert. „Ich denke jedes Mal: Oh Gott, es kommt bestimmt niemand. Meistens möchte ich nicht angesprochen werden und habe so lange schlechte Laune, bis ich merke, dass die Party funktioniert. Erst dann werde ich locker.“ Seine erste große Veranstaltung organisierte er mit 17, im Rahmen einer großen Modemesse in München. Die Musiker ließ er extra aus London einfliegen. Über tausend Leute kamen damals ins Parkcafé, manche waren aus Frankfurt und Berlin angereist. Die Party war eine Sensation.

Oskars Eltern wollten eigentlich, dass er einen Abschluss in Betriebswirtschaft macht. Deshalb schickten sie ihn nach London. „Das hat mich nullkommanull interessiert“, erinnert sich Oskar. „Mir war ziemlich schnell klar, dass ich für das, was ich vorhabe, kein Studium brauche.“ Er ging als Gasthörer an die Filmhochschule, jobbte als Regieassistent und legte nebenbei Platten auf. Dann zog er nach Berlin, gründete eine Internetfirma und



Oskar Melzer, 29, lebt in Berlin. Er hat im Regiedebüt „Jeans“ von Nicolette Krebitz mitgespielt. Dort ist er Oschi, ein junger Mann auf der Suche nach der echten Liebe.

eröffnete eine Galerie, in der Fotos von Punkbands oder eine Ausstellung des I.D.-Magazins gezeigt wurden. Freunde hatten ihm eine Wohnung in den Kunst-Werken vermittelt, einem Haus, das Gegenwartskunst fördert und präsentiert. Da die Wohnungen dort eigentlich Künstlern vorbehalten waren, machte Oskar im stickigen Keller unter den Ausstellungsräumen einen Club namens Pogo auf und erklärte ihn zum Kunstprojekt. Das Pogo war anders als die etablierten Clubs der Stadt. Es gab keine Light-Show und keine Toilettenfrau und statt wie üblich ein bestimmtes musikalisches Genre zu bedienen, mixten die DJs HipHop, Techno und Rock wild durcheinander. Zu Beginn kamen nur eine Hand voll Bekannte in den Keller, um zu trinken und zu tanzen. Doch nach ein paar Monaten standen mit jedem Freitag mehr Leute im Hof und wollten rein. Erst 150, dann 400, dann 800. Das war den Anwohnern irgendwann zu viel. Selbst Christoph Schlingensiefel, der damals in der Nachbarschaft wohnte, rief einmal die Polizei. Oskars nächster Club eröffnete im September 2001 in einem winzigen Raum in unmittelbarer Nähe des Auswärtigen Amtes. Nach den Anschlägen in New York waren die Behörden nervös. „Plötzlich standen vierzig Polizeiautos vor der Tür“, sagt Oskar und lacht. Die Party war vorbei, Oskar wurde in Handschellen abgeführt und musste seinen Mietvertrag vorzeigen. Eine Woche später war er wieder da, doch auch die Bauaufsicht urteilte, dass es zu gefährlich sei, an so einem Ort Partys zu feiern.

Oskars Partys wurden professioneller, und aus dem Pogo wurde F.U.N.. Unter diesem



Examensfeier, Heidelberg.

Namen hat Oskar schon an einem halben Dutzend verschiedener Orte gefeiert, für die gerade niemand sonst Verwendung hatte, darunter eine alte DDR-Disco, der Keller eines prunkvollen Kinos und ein ehemaliges Kaufhaus. Allein schon durch die häufigen Ortswechsel sind Oskars Partys neu und aufregend geblieben. Seine Gäste wussten vorher nie so genau, was sie erwarten würde. Oskar gab ihnen das Gefühl, dazuzugehören. Deshalb sind sie ihm gefolgt. Ab November soll es im zwölften Stock eines Hochhauses am Alexanderplatz weitergehen.

Leben kann Oskar von seinen Parties allerdings nicht. „Manchmal arbeitet man wochenlang auf eine Veranstaltung mit tausend Gästen hin, und am Ende bleiben dreißig Euro übrig, weil die Kosten einfach so hoch sind.“ Deshalb verdient er sein Geld als Techno- und House-DJ – und als Manager von Relish, einer kleinen Plattenfirma, die zum Imperium der Fantastischen Vier gehört. Da

es nur ein kleines Label ist, muss Oskar nicht jeden Tag ins Büro gehen, er kann sich seine Zeit selbst einteilen und dann Partys vorbereiten, Künstler buchen, Türsteher organisieren, Platten kaufen. „Jeden Tag von neun bis fünf Uhr zu arbeiten, das wäre nichts für mich.“ Neulich hat er ein Album zusammengestellt mit Stücken von Musikern, die auf seinen Parties gespielt haben. „Es ist merkwürdig“, sagt Oskar. „Im Ausland läuft die Platte besser als in Deutschland. In London und Paris stürzen sie sich gerade auf alles, was aus den Berliner Clubs kommt.“

Oskar ist Jude. An seinem Münchner Gymnasium gehörte er zum ersten Jahrgang, der die Abiturprüfung in jüdischer Religion absolvierte, und wenn er seine Eltern an den zwei oder drei wichtigsten jüdischen Feiertagen besucht, geht er gerne in die Synagoge. Für die jüdische Kultur, wie sie sich im Berliner Scheunenviertel mit seinen koscheren Imbissen und seinen Klezmer-Konzerten

präsentiert, hat er nicht viel übrig. „Das jüdische Leben hier kommt mir wie eine Fassade vor“, sagt er. „In der Gemeinde passiert kulturell wenig, was Leute in meinem Alter interessieren könnte. Ich jedenfalls brauche keine Folklore, um mich daran zu erinnern, dass ich Jude bin.“ Er fügt hinzu: „Meine Eltern haben hier immer mit gepackten Koffern gelebt und waren bereit, Deutschland sofort zu verlassen. Nicht aus Angst, sondern weil sie Israel als ihre Heimat betrachten. Ich habe mich irgendwann entschieden, dass ich auch ein Deutscher bin und in diesem Land leben möchte. Wenn man diese Entscheidung für sich getroffen hat, dann kann man hier wunderbar leben.“ Mit seiner jüdischen Herkunft wird er eigentlich nur bei Diskussionen über die israelische Sicherheitspolitik konfrontiert. „Was mich daran am meisten nervt, ist die Unwissenheit, mit der die Leute über Israel reden.“

Mitte der 90er organisierten Oskar und Raffi einmal im Monat eine Party in einem Münchner Club. „Wir leben in Clubland“, erklärte Raffi damals einem Journalisten. „Du zahlst zehn Mark Eintritt und bist frei. Du hast die Gewissheit, dass jetzt Nacht ist, und du denkst, dass ein Morgen nicht mehr kommt. Du tanzt und redest und schaut dich um, hörst Stimmen, die der Bass verschluckt, siehst Tänzer, die im Licht verschwinden, und du stehst zusammen mit Jungs, die die deinen sind, und Mädchen, die die deinen werden wollen.“ Wenn man Oskar diesen Satz vorliest, nickt er: „Der Satz trifft es hundertprozentig: Genau darum geht es, wenn man eine Party feiert.“

Text: Heiko Zwirner



Christoph Metzelder, 23, ist Fußballprofi bei Borussia Dortmund. Er wurde in Haltern (NRW) geboren, dort machte er auch sein Abitur. Sein erster Verein war der TuS Haltern.

Eine Runde aussetzen

Christoph Metzelder spielte 2002 im Finale der Fußball-Weltmeisterschaft für Deutschland gegen Brasilien. Kurz danach begannen seine Achillessehnenprobleme. Vor 17 Monaten absolvierte er sein letztes Pflichtspiel, dann wurde er operiert. Seitdem stand er nur noch einmal auf dem Platz - vor zehn Monaten in einem Freundschaftsspiel.

Träumst du manchmal nachts von vergangenen Fußballspielen?

Nein, leider habe ich auch sonst relativ wenig Erinnerungen, von Bruchstücken abgesehen. Ganz deutlich kann ich mich aber an das Gefühl erinnern, wenn vor einem Länderspiel die Hymne gespielt wird. Für mich ist das immer der emotionalste Moment gewesen. Diese anderthalb Minuten vor Anpfiff machen einem bewusst, wie viele Millionen Menschen vor dem Fernseher sitzen und mitfeiern.

Ist es da nicht eine besondere seelische Grausamkeit, hier in Dortmund vom Reha-Zentrum zum Trainingsplatz hinüberzuschauen und deinen Kollegen beim Fußballspielen zusehen zu müssen?

Nein, denn die größten Täler habe ich inzwischen hinter mir. Es ist einfacher geworden, seit ich keinen Zeitplan mehr habe, wann ich wieder beim Mannschaftstraining dabei sein oder wieder spielen kann.

Ist es nicht schwieriger, auf einen unbestimmten Zeitpunkt hinzuarbeiten?

Nein, das hat aber mit der Vorgeschichte zu tun. Eigentlich sollte der erste Eingriff an meiner Achillessehne eine Routineoperation und ich nach drei Monaten wieder fit sein. Ich habe auch entsprechend wieder angefangen zu trainieren, es gab jedoch ständig Probleme und dann den Schock, dass die Achillessehne wieder nachgerissen war. Wenn ich weiß, dass ich in sechs Monaten wieder fit bin, kann ich die Zeit gut überstehen. Ist es nach sieben oder acht Monaten immer noch nicht gut, fangen die Probleme an. Diese Enttäuschung habe ich zweimal erlebt. Jetzt setze ich mir keinen Zeitpunkt mehr, mache nur kleine Schritte und bin zufrieden, weil ich meinen Fuß stetig mehr belasten kann.

Hast du das Gefühl, dabei langsam in Vergessenheit zu geraten?

Das Interesse an meiner Person hat zweifellos abgenommen. Aber es tut mir gut, dass der öffentliche Druck weg ist.

Ist denn das Interesse nicht auch eine Ermutigung gewesen?

Wenn man hört, dass man gebraucht wird, tut das zweifellos gut. Und es ist schon erstaunlich, wie viele Leute auf mich Hoffnungen fokussiert haben, ob nun bei Borussia Dortmund oder bei der Nationalmannschaft. Aber irgendwann nervt es auch, jeden Tag gefragt zu werden: Was macht der Fuß?

Weil du dir die Frage sowieso ständig selber stellst?

Genau, mein Seelenheil hängt von der Tagesform meines Fußes ab. Mitunter ändert die Form sich sogar stündlich, dementsprechend schwanke ich in meinen Stimmungen. Ich muss aber lernen, das nicht ständig zu reflektieren, sondern Vertrauen zur verletzten Stelle zu entwickeln. Da darf man nicht zu kopflastig werden. Ein Torsten Frings hat nach seinem Kreuzbandriss direkt so gespielt, als wäre nichts gewesen. Das würde ich mir natürlich auch wünschen, wenn ich wieder auf dem Platz stehe.

Hat dich die ständige Aufmerksamkeit für deinen Fuß zu einem unleidlichen Menschen gemacht?

Für mein Umfeld ist es jedenfalls nicht einfach mit mir. Vielleicht bin ich in den letzten Monaten deshalb häufiger zu meinen Eltern gefahren, das war vorher etwas verloren gegangen. Man baut über Fußball viele Beziehungen auf, aber die sind eben an Fußball gebunden. Die wirklich tiefen Beziehungen hat man aber zur Familie oder den Menschen, die man schon lange kennt.

Hast du bei dieser Veränderung von der öffentlichen zur privaten Person den Punkt erreicht, an dem du dich der Mannschaft nicht mehr zugehörig fühlst?

Es hat mir geholfen, dass ich in der vergangenen Saison noch Kapitän bei Borussia Dortmund war. Ich habe der Mannschaft in vielen Diskussionen zu helfen versucht, ob es um finanzielle Dinge ging oder bei Veranstaltungen mit unseren Anhängern. Aber inzwischen ist das nicht mehr möglich. Ich weiß nicht mehr, wie es sich anfühlt, zu trainieren und zu spielen. Obwohl ich täglich da bin, bekomme ich auch die Eigendynamik des Teams nicht mehr mit.

Schöpfst du Kraft aus den Erinnerungen an Erfolge: Deutscher Meister, WM-Finalist?

Es gibt eher Schlüsselmomente, wenn ich ins Westfalenstadion gehe oder ein Spiel der Nationalmannschaft im Fernsehen anschau. Dann spüre ich die Sehnsucht, zurückkehren zu wollen, wieder ganz deutlich, die ich vielleicht am Tag vorher nicht hatte.

Macht es dir vielleicht Mut, dir Videos deiner großen Spiele anschauen?

Meine Eltern haben zwar alles aufgezeichnet, aber das ist etwas für die Zeit, wenn man die Karriere beendet hat. Für mich wäre das ein abschließender Akt, dazu bin ich noch nicht bereit. Es gibt noch zu viel, was vor mir liegt.

Was, glaubst du, wird da kommen?

Ich weiß es nicht, aber wenn man so eine Zeit überstanden hat, setzt man sich im täglichen Geschäft bestimmt nicht mehr diesem Druck aus. Ob es schlechte Spiele oder Niederlagen sind – es kann nichts mehr kommen, das so schwer ist wie die letzten 17 Monate waren.

Interview: Christoph Biermann



Ganz oben: Fast in den Wolken über dem Olympiastadion, München. Oben: In den Büschen auf einem Bolzplatz bei Ratingen.



Ganz oben: Schafe, haben alles im Blick, Lüneburger Heide // Oben: Bildschirmstörung, Neuwied

Das Gesetz der Serie

Im Schnitt verbringt jeder Deutsche zwischen 14 und 49 Jahren 156 Minuten am Tag vor dem Fernseher. Damit man nicht einfach auf ein Testbild starrt, muss sich vorher jemand etwas ausgedacht haben.

Lolle ist ein fröhliches Mädchen, das sein Leben damit verbringt, sich zu entscheiden, wen sie küssen, wen lieben soll – Alex oder doch eher ihren Cousin Sven. Und irgendwie klappt das nicht, denn eigentlich will sie beide.

Lolle War das 'n Kuss, war das kein Kuss? Zählt das jetzt, zählt das nicht? War das..? (*unterbricht sich; genervt*)

Oh, Mann, Lolle – was für 'n Problem! (*schaut sich im Spiegel an*)

Das war kein Kuss. Punkt. (*nickt*)

Bloß warum kribbelt das so?

Mit großen Augen läuft Lolle durch die ARD-Vorabendserie „Berlin, Berlin“, zur Zeit ist Pause, die neue Staffel wird gerade gedreht. Was Lolle erlebt, wen sie trifft und liebt, denken sich mehrere Drehbuchautoren aus. Einer von ihnen ist Nicholas Hause, 34. Er erfindet Handlungen, Figuren, Dialoge und Witze. Er hat für „Berlin, Berlin“ geschrieben und ein paar Folgen „Die Schule am See“, an einem „Tatort“ sitzt er gerade. Am liebsten hat er es, wenn sich seine erdachten Charaktere wie echte Menschen verhalten, als ganz eigene Persönlichkeiten. „Du kannst als Autor an jeder Stelle der Handlung alles falsch machen“, sagt er, „zum Beispiel eine Geschichte schreiben, die auf keine deiner Personen passt. Dann hast du plötzlich Pappfiguren, die etwas für den Fortgang der Geschichte tun, das eigentlich zu ihrem Charakter überhaupt nicht passt.“

Nicholas hat in Bremen, Berlin und Miami Literatur, Philosophie und Film studiert und als Dramaturgie-Assistent an verschiedenen Theatern gearbeitet. Später war er freier Mitarbeiter bei Radio Bremen, zuerst im Jugendfunk und in der Hörspielredaktion, dann bei den Vorabendserien. Die Zeit bei Radio Bremen hat Nicholas sehr gefallen, weil er dort so viele unterschiedliche Dinge ausprobieren konnte – bis er sich schließlich entschied, als freier Drehbuchautor zu arbeiten, für Sender wie ARD, ZDF, Sat1 und

Pro7. Als er damit vor zehn Jahren begann, waren bei den Sendern noch heile Welten gefragt, Geschichten, in denen das Leben übersichtlich und sauber war. Jetzt wollen die Produzenten und Redakteure von den Autoren etwas anderes: Authentizität – also alles, was es „in echt“ auch geben könnte, das mögen die Zuschauer, damit können sie sich identifizieren. Das Problem für den Autor ist dabei, das richtige Maß an Realität zu finden. Denn wer selbst einen anstrengenden oder grauen Alltag erlebt, will sich den nicht auch noch abends im Fernsehen ansehen. Die Autoren müssen daher das wahre Leben aufschreiben und es gleichzeitig ein bisschen schöner machen – aber wiederum auch nicht zu schön. „Die Personen in den Serien dürfen mittlerweile keine Medienberufe mehr haben“, erklärt Nicholas zum Beispiel, „weil alle die Schnauze voll von Mediengeschichten haben, in der Realität ebenso wie in den Serien. Irgendwann wirkte das schicke Leben, von dem da immer erzählt wurde, nur noch seicht und beliebig.“ Die Drehbuchautoren sollen sich deshalb neue, „unverbrauchte“ Berufe für ihre Figuren ausdenken. Nur arbeitslos werden und sich plötzlich um Haushalt und Kinder kümmern müssen – so was wird gerne und oft gesendet. Dabei geht es dann weniger um Arbeitslosigkeit als darum, dass ein Mann sich allein zu Hause auf keinen Fall zurechtfindet. Auch andere Klischees halten sich hartnäckig, ein Schwuler als bester Freund einer Frau zum Beispiel. Einen kriminellen Türken als Charakter zu erfinden sollte man eher lassen – weil es politisch unkorrekt ist. Das geht eigentlich nur bei Krimis. Nackte Männer unter der Dusche gehen immer, duschende Frauen eher nicht mehr, die waren schon zu oft zu sehen. Im Kommen seien dafür hässliche Frauen, sagt Nicholas, denn die schönen haben viele ein



Nicholas Hause, 34, kommt aus Bremen und hat sich sehr über die Deutsche Meisterschaft des SV Werder gefreut. Er hätte gerne ein Häuschen im Grünen, wo er in Ruhe arbeiten kann.

bisschen über. „Bisher ist im Fernsehen immer nur behauptet worden, dass eine Figur unattraktiv sei, aber jetzt nehmen die wirklich welche... oh, Mann, das darf man den Schauspielerinnen natürlich auf keinen Fall sagen.“ Er grinst: „Als Drehbuchautor war man bisher eigentlich immer der Einzige beim Fernsehen, der nicht gut aussehen musste.“

Was später wirklich im Programm zu sehen ist, ist das, wovon sich die Sender eine gute Quote versprechen. Und es hängt ab vom persönlichen Geschmack der Redakteure und Produzenten, mit denen Nicholas seine Drehbuchentwürfe bespricht: „Manchmal sitzt man zusammen und unterhält sich über die Schauspieler und dann sagt einer: Also, der sieht so gut aus, den müssen wir unbedingt unter der Dusche zeigen.“

Lolle schleicht ins Bad. Nebelschwaden. Geht zum Waschbecken, macht Wasser an, schaut in den Spiegel und schaut sich den Spritzer Marmelade im Gesicht an (gleich neben dem Pflaster; ein wenig wie Blut).

Lolle Wie passend.

Sie wirft sich Wasser ins Gesicht. Dann eine Stimme, aus der Tiefe der Wanne...

Sven (*räuspert sich*) Ähem, Lolle...

Lolle schaut sich um: Sven. Der sich ein Schaumbad eingelassen hat. Deswegen ist auch so viel Dampf im Bad. Sie greift sich etwas Klopapier...

Lolle Man könnte meinen, ich weine, aber ich wein gar nicht. Das ist dieser blöde Schnupfen.

Die größte Macht über das Programm haben die Redakteure, die entscheiden, was auf

dem Sendeplatz läuft, den sie betreuen. Die Aufträge an die Drehbuchautoren vergeben allerdings die Produzenten; sie sind diejenigen, die mit ihren Firmen die Filme und Serien im Auftrag der Fernsehsender herstellen. Sie wenden sich immer dann an einen Autor, wenn sich irgendwo im Fernsehen wieder „ein Fenster öffnet“, das bedeutet, wenn ein Sender sein bisheriges Programm ändern will. Dann ruft der Produzent einen Autor an und sagt Sachen wie: „Sat1 will seinen Freitagabend umbauen.“ Der Autor muss dann schnell ein Exposé von ein paar Seiten schreiben, in dem steht, worum es in einer neuen Serie oder Sitcom gehen könnte. Sehr oft entstehen diese Ideen unter hohem Zeitdruck, weil mehrere Produzenten mit ihren Vorschlägen darum kämpfen, für einen neuen Sendeplatz produzieren zu dürfen. Wer schnell ist, hat bessere Chancen, den Auftrag zu bekommen. Manchmal verstauben die Entwürfe der Autoren dann trotzdem monatelang bei einem Redakteur in einer Schublade, manchmal geht es aber auch sehr schnell weiter und Fernsehredakteur, Produzent und Drehbuchautor sitzen kurze Zeit später an einem Tisch, um sich kennen zu lernen und ihr neues Projekt zu planen. Es kommt auch vor, dass Autoren zu einer bereits konzipierten Serie – mit fertigen Charakteren, Handlungssträngen, einzelnen Geschichten – geholt werden. So war es zum Beispiel, als Nicholas als Autor bei „Berlin, Berlin“ einstieg.

Ab und zu, wenn er erzählt, was er beruflich macht, sagen die Leute zu ihm: „Oh, dann sag’ ich jetzt lieber nichts mehr.“ Sie befürchten, sich früher oder später im Fernsehen wiederzuentdecken. Ganz falsch liegen sie damit nicht. Die ersten Male hatte Nicholas noch Hemmungen, als er Geschichten und Personen aus seinem direkten Umfeld für seine Arbeit verwendete. Inzwischen findet er, dass er durch das Beobachten seines eigenen Lebens auf die besten Ideen kommt. Zum Beispiel steigt Nicholas, der wie Lolle in Berlin zu Hause ist, im Sommer gerne mit Freunden irgendwo auf ein Dach, um ein Bier zu trinken. So bekam auch Lolle in „Berlin, Berlin“ eine Dachterrasse, die sie immer dann aufsucht, wenn sie mit jemandem etwas dringendes zu bereden hat. Und als Nicholas vor einiger Zeit nach einer Situation mit wirklich trister Atmosphäre suchte, fiel ihm ein, wie er einmal in stiller Verzweiflung gegen sich selbst Kniffel spielte, das schrieb er dann auch so in sein Skript. Sein Lieblingssport Fußball eig-

Neulich beim Friseur: „Bist du immer so nett zu einen Kunden?“ - Und er: „Mit wem sprichst du?“ - Sie: „Mit dem Hund da draußen.“ - Er: „Der Hund hat Kunden?!“ Solche Gespräche sind natürliche eine Spitzenvorlage.

net sich gut für Regieanweisungen, für Sätze wie: Er hält das Baby hoch wie Dieter Eilts den DFB-Pokal. An solchen Vergleichen haben später die Regisseure Spaß, die damit arbeiten. Aktuelle Themen aus der Tagespolitik schaffen es hingegen selten in Nicholas’ Skripte, denn wenn seine Bücher ins Fernsehen kommen, sind meistens bereits ein, zwei Jahre vergangen.

Auch Ideen für Charaktere findet Nicholas weniger in der Tagesschau als in Filmen und Serien wie „High Fidelity oder „Ally McBeal“. „Viele Charaktere, die wir im Fernsehen sehen, gibt es bereits woanders, Columbo zum Beispiel. Das ist der Untersuchungsrichter aus „Schuld und Sühne“ von Dostojewski.“ Oder Lolle aus „Berlin, Berlin“: Für ihren Charakter haben die Erfinder der Serie an eine Ally McBeal in jung, mit noch intaktem Gefühlsleben, gedacht.

Nicholas spricht schnell und lacht oft, wenn er von seiner Arbeit erzählt. Zum Beispiel, wenn er sich an die alte Frau erinnert, die er auf einem Spaziergang traf und die er in eins seiner Drehbücher eingebaut hat. Sie freute sich so, wenn ihr kleiner Hund einen Spaziergänger biss. Oder die Unterhaltung, die Nicholas neulich im Friseurladen anhörte: „Da unterhielten sich ein Friseur und eine Friseurin. Sie sagte: ‚Bist du immer so nett zu deinen Kunden?‘ – Und er: ‚Mit wem sprichst du?‘ – Sie: ‚Mit dem Hund da draußen.‘ – Er: ‚Der Hund hat Kunden?!‘ Solche Gespräche sind natürlich eine Spitzenvorlage.“

Lolle Willst mich wieder verkuppeln, oder was?

Rosalie (ungerührt) Dich verkuppeln? Du weißt doch gar nicht, was du mit Männern anfangen sollst

Lolle (entspannt) Na und? Tut mir Leid, alle zu enttäuschen – aber mir geht’s gut.

Rosalie Gut.

Lolle Wirklich.

Für eine gute Dramaturgie stellt sich ein Drehbuchautor immer wieder die gleichen Fragen: Was sind das für Menschen, die ich da erfinde? Wie haben sie miteinander zu tun? Welche Figuren brauche ich, um Unordnung in die Geschichte zu bringen?

Nicholas’ Vorstellungen, wie sich seine Charaktere in der Geschichte verhalten sollen, decken sich nicht immer mit denen seiner Auftraggeber. Zum Beispiel dann, wenn es darum geht, sich den Alltag Jugendlicher auszudenken. Da gibt es Redakteure, die wollen, dass in jedem Satz die Wörter „äzend“, „cool“ oder „geil“ vorkommen. Oder den jung gebliebenen Alt-68er-Produzent, der mitten in der Diskussion um eine Szene mit einem Mann und einer Frau fragt: „Warum schlafen die denn jetzt nicht zusammen?“ Nicholas sagt dann, dass das nicht zum Charakter des Mädchens passt, weil sie so wie eine Schlampe dastehen würde. „Mir persönlich ist es total egal, wer wann mit wem schläft, aber ich will nicht, dass meine Figuren Sachen tun, die sie nie tun würden.“

In solchen Gesprächen bleibt Nicholas nichts anderes übrig, als sich möglichst kluge Argumente zurechtzulegen, mit denen er erklären kann, warum alles so sein sollte, wie er es aufgeschrieben hat. Denn letztendlich entscheidet nicht er über die endgültige Fassung des Drehbuchs, sondern der Redakteur beim Sender. Wenn der unbedingt will, dass ein Kind „Niemand liebt mich“ als Ausdruck seiner Einsamkeit an die Kinderzimmerwand sprüht, wird es irgendwann so gedreht. „Viele Produzenten und Redakteure machen aber auch wirklich gute Vorschläge“, meint Nicholas, „meistens dann, wenn sie etwas erzählen, was sie selbst erlebt haben. Da heißt es dann zwar meistens: ‚Einem Freund von mir ist mal das und das passiert‘, aber oft ist es wirklich witzig und das klau ich dann alles.“

Die Jungs spielen Tip-Kick. Daniel ist am Zug, legt sich den Ball vor.

Daniel Warum bist du eigentlich nicht bei Lolle?

Antonio Daniel: Frauen wollen manchmal unter sich sein. Da kannste nix machen.

Daniel Ham sie dich wieder weggeschickt?

Ans Ende eines Drehbuchs, auch in den neuen, realistischen Filmen und Serien, bei denen Schauspieler mit echten Makeln mitspielen, schreibt Nicholas ein Happy End. Das wird auch so bleiben. Denn die totale Realität ist dramaturgisch ungeeignet und hat deshalb im Fernsehen immer noch nichts verloren. „Die totale Realität wäre“, sagt Nicholas, „dass der Typ das Mädchen sitzen lässt, weil sie ihm nicht genügend gefällt. Aber das passiert nicht, er nimmt sie eben doch. Am Ende kriegen sie sich immer.“

Text: Jenny Friedrich-Frekša

Jacke wie Hose

Was man tragen kann - Vorschläge einer jungen Designerin.



Palmengarten, Frankfurt am Main.



Kirsten-Anna Reichenbach, 25, kommt aus Offenbach. Im Juni hat sie ihren Abschluss in der Klasse Fashion Design am Kent Institute of Art & Design in Rochester, England, gemacht.

SIE

Den weißen Rock habe ich genäht und Annette unter ihren roten Faltenrock ziehen lassen. Dieser Layering-Effekt macht ihr Outfit gleich viel ausgefallener.

Für das Oberteil habe ich viele verschiedene Stoffe übereinander genäht und sie anschließend an manchen Stellen wieder aufgeschnitten. Eine Schicht ist aus Watte, das hält warm und ist ein Polster. Auf dem oberen Stoff sind ganz klein die englischen Sicher-

heits-Männchen und das Wort „Security“ gedruckt. Damit das Oberteil schnell an- und ausgezogen ist, habe ich den Rücken aus Stretch genäht.

Die Schuhe sind ein Zwischending aus feinen Schuhen und Turnschuhen. Ich mag sie, weil sie bequem sind und man mit ihnen auch rennen oder über Zäune klettern kann.

Die Tasche habe ich schon für viele Leute nähen müssen, weil sie wirklich praktisch ist: Man kann sie wenden und hat so zu jedem Outfit eine passende Tasche. Man kann sie in der Hand tragen, aber auch über der Schulter. Dann sind die Sachen darin vor Dieben sicher, weil der Eingriff genauso groß ist wie die Rundung unterm Arm.

ER

Shirts sind toll, weil sie alles mitmachen und man mit ihnen allerlei anstellen kann: zerschneiden, bemalen, besticken, färben.

Die Schürze über den Jeans kann links- und rechts herum getragen werden. Auf der einen Seite ist sie aus festem Nadelstreifenstoff, die andere Seite ist aus feinerem Material. So passt sie nicht nur zu jedem Outfit, sondern ist auch praktisch, weil man kleckern kann und sie dann einfach umdreht. Ich mag Schürzen an Männern, diesen leicht asiatischen Touch. Ich hoffe, dass sich Schürzen bei Männern bald durchsetzen.

Die Tasche kann quer über dem Rücken oder über der Schulter getragen werden. Sie ist aus wolligem Nadelstreifenstoff. Ich nehme gern Materialien aus ihrem eigentlichen Kontext heraus, wie hier den ordentlichen Nadelstreifen im Freizeitoutfit. Außerdem ist die Tasche so klein und weich, dass man sie auch als Kopfkissen für ein Nickerchen im Park benutzen kann.

Protokoll: Susanne Klingner



Brückentag in Mülheim-Styrum.



////////////////////////////////////
Jutta Steinhauer, 20, liest gerne Liebesromane, zum Beispiel von Nora Roberts oder Susan Elizabeth Phillips. Zuletzt hat sie dabei aus Frust sehr viel Schokolade gegessen.
////////////////////////////////////

Stillstandort

Im Juli 2004 waren in Deutschland 4 359 934 Menschen arbeitslos.

Im August kam Jutta dazu.

Jutta Steinhauer hatte sich alles schön zurechtgelegt: die Abschlussprüfungen ihrer Ausbildung zur zahnmedizinischen Fachangestellten bestehen, in den Urlaub fahren und am 2. August gut erholt an ihrem neuen Arbeitsplatz erscheinen. Um diese Stelle in einer Zahnarztpraxis in Frankfurt am Main hatte sich die 20-Jährige schon im Frühjahr gekümmert, denn bei dem Zahnarzt, bei dem sie den praktischen Teil ihrer dreijährigen Ausbildung machte, wollte sie nicht bleiben „weil der die Zahnarthelferinnen oft so von oben herab behandelt hat“.

Bis Mitte Juli lief alles wie geplant: Jutta bestand ihre Abschlussprüfungen, am Abend nach dem letzten Test ging sie mit ihren Mitschülern aus der Berufsfachschulklasse feiern, dann fuhr sie weg. Eine Woche war sie in Hamburg und Berlin, mit großer Hafenumrundfahrt auf einem ehemaligen Flussdampfer – „wenn man so was schon mal macht, dann auch richtig“, sagt sie –, Einkaufen und Stadtbesichtigungen.

Als Jutta wieder nach Hause nach Frankfurt am Main kam, hatte der Zahnarzt angerufen, sie solle sich am nächsten Tag melden. „Da wusste ich schon, dass es nichts wird mit der Stelle“, sagt Jutta. Sie behielt Recht. Der Zahnarzt kündigte ihr, noch bevor sie angefangen hatte. Angeblich wegen ihres zu schlechten Röntgenscheins, sie hatte nur eine Drei bekommen. Den wahren Grund kennt Jutta nicht, aber sie hat eine Vermutung: „Auszubildende sind viel billiger als fertige Zahnarthelferinnen, vielleicht hat er neue Azubis und brauchte mich nicht mehr.“

Einen Abend lang war Jutta wütend und enttäuscht, aber länger auch nicht. „Das bringt ja nichts, mein Ärger ändert die Situation nicht“, sagt sie. Sie zuckt dabei mit den Schultern, es wirkt schicksalergeben. Am nächsten Tag ging sie mit ihrer Mutter zum Arbeitsamt, das jetzt Agentur für Arbeit heißt, um sich beraten zu lassen. Der Berater erklärte ihr nur, dass sie ein Jahr lang Anspruch

auf Arbeitslosengeld habe, und gab ihr eine Adresse, wo sie sich bewerben sollte, „aber die war in Bad Homburg. Wenn man kein Auto hat, braucht man von Frankfurt aus mehr als eine Stunde dorthin.“ Jutta hat noch nicht mal einen Führerschein.

Die Arbeitslosigkeit hat Jutta durcheinander gebracht und auch verunsichert. Wenn sie neue Leute trifft, erzählt sie erst mal nicht, dass sie keine Arbeit hat, „das könnten die ja auch falsch auffassen und denken: Was ist die denn für ein Assi?“. Sie sagt lieber: „Ich suche momentan eine neue Stelle.“ Hätte sie vor drei Jahren absehen können, wie sich die Lage im Gesundheitssystem verändern würde, hätte sie die Ausbildung gar nicht erst gemacht. Die Leute kämen, nicht zuletzt wegen der zehn Euro Praxisgebühr, erst mit großen Schmerzen zum Zahnarzt, „früher kamen die auch schon bei kleinen Wehwehchen“. Dadurch würden die Zahnärzte weniger verdienen und bräuchten auch weniger Zahnarthelferinnen. „Ich würde wirklich allen den Vogel zeigen, die jetzt sagen, sie möchten Zahnarthelferin werden“, meint sie deshalb.

Juttas Eltern nehmen die Arbeitslosigkeit ihrer Tochter mit Ruhe hin und der Hoffnung, dass Jutta bald etwas findet. Bei den Bewerbungsschreiben half ihr zunächst ihre Mutter, dann die jüngere Schwester Rita. Rita ist 19 Jahre alt, macht eine Ausbildung zur Bürokauffrau und Jutta sagt, dass aus der „echt was werden könnte“. Juttas zweite Schwester, Zwillingsschwester Eva, ist auch Zahnarthelferin. Sie wurde nach ihrer Ausbildung übernommen. Mit ihr zusammen in einer Praxis arbeiten möchte Jutta nicht. „Dann würden die Ärzte uns vergleichen und immer sagen: Deine Schwester hätte das jetzt aber so gemacht – und das wäre nichts für mich.“ Aber sie versteht sich mit Eva trotzdem gut. „Früher“, sagt Jutta, „haben wir keine Freundinnen gebraucht, wir waren ja drei Mädels.“ Eva ist inzwischen ausgezogen,

aber die drei gehen immer noch regelmäßig zusammen aus.

In den letzten Wochen ist Jutta damit allerdings zurückhaltender geworden, „es kostet ja schließlich alles Geld“. Ihre Energie steckt sie in die Arbeitssuche. Vormittags liest sie Stellenanzeigen und schreibt Bewerbungen, mittags bringt sie die dann zur Post. Die Nachmittage verbringt sie im Garten oder, bei schlechtem Wetter, vor dem Fernseher. Sie wartet auf Antworten auf ihre Bewerbungen und hofft auf Einladungen zu Vorstellungsgesprächen. Zweimal klappte das bisher – bei mehr als einem Dutzend Bewerbungen; ein Arzt meldete sich nach dem Gespräch nicht mehr und die andere Ärztin eröffnet ihre Praxis erst im Oktober. Jutta war die Erste, die sich vorstellte, und muss jetzt warten. Auf jeden Fall will sie versuchen, eine Stelle bei einem Zahnarzt zu bekommen, am liebsten bei einem Kieferchirurgen. Eine neue Ausbildung kommt für sie vorläufig nicht in Frage, „ich arbeite doch gerne in meinem Beruf“, erklärt sie.

Wie es mit ihr selbst weitergeht, weiß sie nicht genau. Leer und ausgebrannt fühlt sie sich noch nicht, „aber das liegt sicher daran, dass das gute Wetter mir auch gute Laune gemacht hat“, sagt sie. Von zu Hause ausziehen würde sie gerne, aber dafür fehlt jetzt das Geld. „Langfristige Pläne mache ich nicht mehr. Ich hatte ja auch schon Pläne gemacht für den Urlaub im nächsten Jahr – da wollte ich nach Irland fahren, daraus wird jetzt wohl nichts.“ Bis Weihnachten gibt sich Jutta noch Zeit mit der Stellensuche. Wenn sie bis dahin nichts hat, muss sie doch über eine andere Ausbildung nachdenken, Bibliothekarin vielleicht, Bücher liebt sie. Ein ernsthafter Plan ist das aber nicht. „Bis Weihnachten muss ich was haben, das kann gar nicht anders sein. Sonst wäre ja was falsch mit mir.“

Text: Dirk Schönlebe
Berufe auf www.fluter.de: Stiftung Warentester – wer testet was und warum?



Wunsch auf einem leer stehenden Gebäude in Berlin-Mitte.

Testsieger

Es beginnt ganz einfach: Zwei Menschen treffen sich. Sie mögen sich. Sie verlieben sich.
Dann wollen sie zusammenziehen - und plötzlich wird es schwer.



Auch eine Art zusammenzuziehen: Pärchen auf einer Raststätte an der A3 bei Solingen.

Andre hatte kaum noch Zeit. In weniger als zwei Stunden würde Natalie auf dem Düsseldorf Flughafen landen und er wollte um jeden Preis pünktlich sein. Die Fahrt von Köln nach Düsseldorf dauert normalerweise eine knappe Stunde, aber es gibt immer Staus auf der Strecke. Er freute sich sehr auf sie, aber er hatte auch Angst. Würde sie wirklich in dem Flugzeug sein? Oder hat sie es sich doch noch mal anders überlegt? Natalies Besuch war wichtig für ihn, ihre Beziehung. Drei Wochen wollte sie bleiben und sich Köln anschauen, Andres Heimatstadt. Danach würde sie entscheiden, ob sie zu ihm zieht. Wenn es ihr in Deutschland nicht gefiel, wäre ihre Beziehung am Ende, denn beide wussten, dass sie eine Fernbeziehung nicht länger aufrechterhalten wollten. Ein paarmal war Andre im letzten Jahr zu ihr geflogen, um sie zu überzeugen. Bis zuletzt blieb Natalie skeptisch: „Warum sollte ich mein ganzes Leben umstellen? Ich konnte kein Deutsch und musste meinen Job aufgeben.“ Noch dazu war Andre arbeitslos.

Kennen gelernt hatten sich Andre und Natalie drei Jahre zuvor, 6000 Kilometer von Köln entfernt. Andre arbeitete damals in New York und war eines Abends mit Kollegen in einer Bar gelandet, die sie nicht kannten. Plötzlich spürten sie merkwürdige Blicke – sie waren die einzigen weißen Menschen in der Bar. Andre fiel mit seinen blond lackierten Haaren besonders auf. Niemand redete mit ihm oder seinen Kollegen. Andre stellte sich an die Theke und wollte sein Bier noch austrinken, als diese Frau zu ihm kam. „Sie war schon etwas angetrunken und wollte wissen, was ich hier mache.“ Sie unterhielten sich, er erfuhr, dass sie Natalie heißt und in der Bronx aufgewachsen war. Ihre Eltern kamen aus Jamaika und sie arbeitete bei einer Agentur, die Europa-Reisen für Amerikaner organisierte. Sie tauschten Telefonnummern aus, und als sie die Bar am frühen Morgen verließen, verabredeten sie sich für den gleichen Nachmittag.

Sie trafen sich bei der West India Street Parade, einem riesigen Umzug der farbigen New Yorker Bevölkerung. „Ich hatte Angst, dass ich mir sie am Ende schön getrunken hatte“, sagt Andre. Als sie dann vor ihm stand, wusste er gleich, dass er sich umsonst gesorgt hatte. Natalie hatte drei Freundinnen mitgebracht und Andre wunderte sich ein bisschen darüber, „dass sie ihre Anstandswauwau dabei hatte.“ Die drei sprachen kaum mit ihm und tuschelten. „Sie haben mich die ganze Zeit gefragt, was ich mit einem Deutschen

wolle“, sagt Natalie. Für ihre Freundinnen waren deutsche Männer der Inbegriff von Rassismus. Aber Natalie gefiel dieser Deutsche. In den nächsten Wochen telefonierten sie viel, sie trafen sich oft und irgendwann küssten sie sich zum ersten Mal.

Nach dem 11. September 2001 verlor Andre seinen Job bei einer New Yorker Fernsehproduktionsfirma, wo er als Marketingchef gut verdient hatte. Aber er wollte in New York bleiben, vor allem wegen Natalie. Ein halbes Jahr lang versuchte er, sich als Entwickler von Fernsehkonzepten selbstständig zu machen, ohne Erfolg. Als das Geld immer knapper wurde, musste er nach Deutschland zurückkehren. Weil er eine Fernbeziehung nicht wollte, versuchte Andre, Natalie für einen Umzug nach Deutschland zu begeistern. Natalie zögerte. Sie mochte Europa zwar und hatte auch ein Jahr in Bologna Kunstgeschichte und Italienisch studiert. Aber Deutschland? Schließlich einigten sie sich auf eine Frist: Natalie würde sich Deutschland drei Wochen zur Probe anschauen.

Anfang August saß sie im Flugzeug nach Düsseldorf. „Total nervös war ich. Ich wollte unbedingt, dass mir Deutschland gefällt“, erinnert sich Natalie. „Ich hatte große Angst, dass ich mich nicht wohl fühle. Dann hätten wir uns trennen müssen.“

Andre wollte ihr in den drei Wochen Deutschland von der besten Seite zeigen. „Es war meine Chance, sie hier zu halten.“ An einem Wochenende fuhren sie zusammen nach München. Andre hielt München für die ideale Stadt, um Eindruck zu machen. Aber er hatte sich geirrt. „Die Leute haben mich oft komisch angeguckt, als wir durch die Stadt gingen“, sagt Natalie. Außerdem redeten viele seltsam mit ihr. Natalie fiel das zwar nicht auf, sie verstand kein Deutsch. Aber für Andre war es umso unangenehmer: „Die haben immer so ein Simpel-Deutsch gesprochen: Du nix stehen rum, beispielsweise.“

Das Wochenende in München war enttäuschend, besser wurde es, als sie zurück in Köln waren. Das Straßenbild war anders, Natalie sah viele Menschen aus unterschiedlichen Kulturen. Eine Amerikanerin mit jamaikanischen Wurzeln fiel da nicht auf. Natalie genoss die offene Art der Leute, sie fühlte sich sicher, das Leben gefiel ihr. „In New York hetzen immer alle, hier ist das Tempo ruhiger.“ Sie fand es toll, mit dem Fahrrad zu fahren und sich in Biergärten zu setzen. Nach den drei Wochen in Köln hatte Deutschland bei Natalie gewonnen. Sie flog zurück nach New York, löste innerhalb von zwei Monaten ih-



Natalie Miller, 29, und Andre van Vuegt, 30, leben zusammen in Köln. Wenn sie Zeit haben, fahren sie gerne zusammen Fahrrad.

re Wohnung auf und kam im Oktober zu Andre nach Köln.

Anfangs wohnten sie zu viert in einer WG: Andre, seine beiden Mitbewohner und Natalie. Die Altbauwohnung war groß und lag zentral, aber Andre und Natalie wollten eine eigene Wohnung. Daher wollten sie ausziehen, sobald einer einen Job finden würde. Natalie war viel in Köln unterwegs, um die Stadt zu erforschen: Shopping, Kaffee trinken, gemütlich durch die Straßen schlendern. „Ich habe überhaupt keinen Orientierungssinn“, sagt sie amüsiert. Sie verliebte sich andauernd. Verzweifelt war sie dann, nichts war ihr vertraut. Der einzige Mensch, den sie anrufen konnte, war Andre. Abends gingen sie oft zusammen in Clubs und Bars. Tagsüber fuhren sie manchmal raus ins Grüne. Sie spazierten an Feldern vorbei und schauten sich Kühe an. Natalie hatte bis dahin noch nie Kühe aus nächster Nähe gesehen. Sie war fasziniert und überrascht, dass die Tiere so groß sind. Für Natalie war vieles fremd. Auch Andre und sie mussten sich erst an das gemeinsame Leben gewöhnen.

„Wir haben uns am Anfang ständig in die Haare gekriegt“, sagt Andre. Hauptstreitpunkt war Natalies Unpünktlichkeit. Wenn sich das Paar mit Andres Freunden verabredete, kam es grundsätzlich zu spät – und es lag immer an Natalie. Andre konnte das nicht ausstehen. Gute Freundschaften, findet er, brauchen Pflege. Und dazu gehört auch, Freunde nicht warten zu lassen. Natalie meinte es nicht böse, wenn sie nicht zur verabredeten Zeit auftauchte. Bei ihren Freunden in New York genügte ein Anruf und niemand machte großes Theater. „Sie verstanden es auch, wenn ich keine Lust hatte auf ein Treffen, beispielsweise weil ich zu müde war, und deshalb kurzfristig absagte.“ Für Andre war das undenkbar. Andre hat auf deutsch geschimpft, Natalie auf Patwa zurück geschimpft, der Sprache ihrer jamaikanischen Eltern. Sie verstanden sich nicht.

Natalie hat gleich einen Kurs bei der VHS gemacht. „Je schneller ich Deutsch kann, desto selbstständiger werde ich, habe ich mir gedacht.“ Samstags war sie gelandet, montags

ging der Unterricht los – fünf Tage die Woche, fünf einhalb Stunden am Tag.

Dann stand der erste Besuch bei Andres Eltern auf dem Programm, in einem kleinen Dorf am Niederrhein. Seine Eltern sprechen kein Wort Englisch, Natalies Deutsch reichte noch nicht für einen Nachmittag Konversation. Andres Mutter arbeitet bei einem Juwelier. Mit schwarzen Menschen hatte sie bis dahin nur einmal etwas zu tun gehabt und das war, als jemand in das Geschäft eingebrochen hatte. „Meine Eltern sind nicht rassistisch, aber meine Mutter hat dieses Ereignis geprägt“, erklärt Andre. Zu Natalie waren Andres Eltern freundlich, aber zurückhaltend. Sie sorgten sich, dass die kulturellen Unterschiede zwischen den beiden zu groß sein könnten. Als Andre und Natalie durch das Dorf spazierten, spähten die Leute an den Gardinen vorbei. Hinterher erfuhren Andre und Natalie, dass im Dorf heftig getratscht wurde, dass die Leute sich fragten, wo Andre wohl diese Frau gekauft haben mochte. Das

Verhältnis zu Andres Eltern normalisierte sich allerdings schnell. Je besser Natalie Deutsch sprach, desto mehr konnten sie sich unterhalten und desto besser verstanden sie sich. Inzwischen ist das Verhältnis unkompliziert, Andre und Natalie fahren regelmäßig zu ihnen. Dann gibt es immer deftiges Essen: Spätzle mit Rotkohl und Roulade beispielsweise. „Alles, was Andres Mutter kocht, schmeckt gut“, schwärmt Natalie. Ihre eigene Familie vermisst sie oft. Ihre Mutter würde Andre und sie gerne in Köln besuchen, aber „für meinen Vater kommt es nicht in Frage, sechs Stunden nach Europa zu fliegen“.

Natalie arbeitet mittlerweile als Englischlehrerin für ein Fremdspracheninstitut und unterrichtet Leute aus der Wirtschaft. Eine gute Freundin hat sie auch gefunden – eine Irin, die sie auf der Arbeit kennen lernte. Die beiden verstehen sich auch deshalb besonders gut, weil sie sich auch auf Englisch unterhalten können. Fremd fühlt sich Natalie aber manchmal schon noch. Dann etwa, wenn sie

nach der Arbeit mit dem Zug von Düsseldorf nach Köln fährt. Sie hat oft viel Platz neben sich auf dem Bahnsteig. „Die müssen denken, ich klaue ihre Taschen.“

Nach einem Jahr sind Andre und Natalie schließlich in eine eigene Wohnung gezogen. Andre hat wieder einen Job und schreibt Fernsehkonzepte. Für die Beziehung ist es einfacher geworden, seitdem beide wieder eine Arbeit haben und sich auch mal getrennt mit Leuten verabreden können. Natalie hat das Gefühl, als farbige Frau in Deutschland besser klarzukommen als in Amerika. Die beiden haben sogar schon mal überlegt, wie es denn wäre zu heiraten. Natalie schaut etwas verlegen auf den Boden, wenn sie von diesen Zukunftsplänen spricht und grinst. Die nächste Zeit wollen sie in Deutschland wohnen. Manchmal denken sie aber auch an andere Länder. Eines aber ist für beide klar: „Wenn wir noch mal durch die Welt ziehen, dann nur zusammen.“

Text: Simone Wans



Drei sind eine zu viel: Wohnung in Leipzig.



Beginn oder Ende einer großen Karriere? Bandübungsraum in Frankfurt/Main.

Keine Hamburger Schule

Der Sänger der Hamburger Band Kettcar darf seinem Kind nicht einfach alles vorsingen, dafür aber manchmal sein Publikum beschimpfen. Und früher dachte er, Musik funktioniert wie eine Waffe.

Marcus, wurde in deiner Familie viel gesungen?

Wir waren ja eine relativ kleine Familie: Da gab es nur meine Mutter – meine Eltern waren geschieden – meinen Bruder und mich. Aber auf langen Autofahrten, zum Beispiel wenn wir von Lüneburg aus, wo wir wohnten, die Oma in Berlin besuchten, wurde oft gesungen. Meine Mutter hat uns „Wir lagen vor Madagaskar“ oder „He, ho, spann den Wagen“ als Kanon beigebracht – vermutlich

weil sie gemerkt hat, dass ihre streitenden Söhne dann beschäftigt sind.

Du bist gerade Vater geworden – singst du deinem Kind etwas vor?

Das tue ich, denn es beruhigt Kinder tatsächlich. Meine Freundin hat mir allerdings verboten, „La, Le, Lu“ zu singen, weil sie das Lied so sehr hasst.

Was singst du stattdessen?

„Super Trooper“ von Abba, eigentlich fast alles von denen. Manchmal auch aktuelle Sa-

chen wie „Every Time“ von Britney Spears. Klassiker wie „Der Mond ist aufgegangen“ singe ich kaum, davon kenne ich ehrlich gesagt auch zu wenig.

Hast du durch Singen einmal das Herz einer Frau gewonnen?

Meine jetzige Freundin, die Mutter meines Kindes, nicht. Aber davor habe ich schon Frauen durch Musik kennen gelernt. Ob das konkret am Singen lag oder an der Band oder der Gitarre, das kann ich nicht sagen.

Grundsätzlich ist es natürlich immer anziehend, wenn jemand auf einer Bühne steht und das macht, worauf er Lust hat.

Der Sänger der Band Travis hat ein Lied darüber geschrieben, dass seine Freundin sich in seiner Gegenwart nicht mehr zu singen traute, als er berühmt war – kannst du das nachvollziehen?

Das kann ich schon nachvollziehen, dass man eingeschüchtert ist, wenn jemand das beruflich macht. Meine Freundin würde auch niemals vor mir singen, sie hat aber nicht von einem Tag auf den anderen damit aufgehört, sondern behauptet einfach, sie könnte nicht singen.

Wann hast du zum letzten Mal ohne deine Band gesungen?

Gerade erst, beim Komponieren für unser neues Album.

Singst du, wenn du betrunken bist?

Nein. Auch im Stadion singe ich nie.

Unter der Dusche oder beim Abwasch?

Beim Abwaschen nicht, unter der Dusche manchmal.

Und was singst du dann?

Auf keinen Fall Lieder von Kettcar. Das fände ich arg komisch. Je nach Stimmung Oasis oder Abba.

Ist es ein komisches Gefühl, wenn jemand anders deine Lieder singt – zum Beispiel wenn das Publikum mitgrölt?

Das ist eine Ambivalenz, mit der ich gerade umzugehen lerne. Vor kurzem erst habe ich auf einem Konzert gesagt: „Ihr verhaltet euch so wie das Publikum von Bands, die ich immer gehasst habe.“ Denn Mitgrölen ist ja wirklich so ein furchtbarer Rockquatsch, wie bei Pur und BAP halt. Gleichzeitig ist es natürlich eine unfassbare Bestätigung.

Du hast mit Freunden eine eigene Plattenfirma gegründet – das Grand Hotel Van Cleef. Warum?

Wir hatten das sehr starke Gefühl, dass wir mit Tomte und Kettcar an einer Sache basteln, die anders ist als alles, was vorher da war. Rockmusik mit deutschen Texten gab es entweder nur als „Deutschrock“ Marke Heinz-Rudolf Kunze oder als so genannte „Hamburger Schule“ von sehr intellektuellen Bands wie Blumfeld. Wir unterscheiden uns von beidem sehr deutlich.

Welche Lieder braucht Deutschland?

Lieder voller Wahrhaftigkeit, mit visionärem Gestaltungswillen, die vielleicht das Gefühl vermitteln, dass nicht alles verloren ist. Die Sprache ist dabei relativ egal: Wenn jemand sich wohler fühlt, wenn er Englisch singt, soll er es ruhig tun. Wir brauchen auf jeden Fall keine Lieder, die darauf abzielen, dass man etwas hat, woran man sich festhalten kann.

Die eine nationale Identität stiften oder vermitteln wollen.

Gibt es noch typisch deutsche Lieder?

In der Gegenwart nicht mehr. Wir sind alle nur Kinder von englischer und amerikanischer Popmusik.

Originär deutsche Popmusik gibt es also nicht?

Bei Bands wie Rammstein, die ihr Deutschsein so betonen, ist es für mich eine bewusste, rein strategische Entscheidung. Die besinnen sich nicht auf irgendeine deutsche Kultur, die stehen in keinerlei Tradition. Für mich ist das alles wahnsinnig mechanisch und nur auf den Schockeffekt bedacht.

Du hast früher in der sehr politischen Punkband ...but alive gespielt – aus welchem Antrieb hast du damals gesungen?

Ich war einfach ein sehr zorniger junger Mensch, genauso zornig wie die ganze Szene, in der ich mich damals bewegt habe. Ich wollte, dass Musik mehr als reine Unterhaltung ist. Musik sollte als Waffe funktionieren, ich wollte Bewusstsein transportieren, wollte aufklären, Inhalte vermitteln, den Leuten klar machen, dass Tierversuche schlecht sind und so weiter.

Können Lieder denn eine Gesellschaft verändern?

Nein. Sie können sicherlich Sachen befeuern, aber das, was letztlich Veränderung ausmacht, kommt von woanders. Wenn man zum Beispiel die letzte große Subkultur betrachtet: Punk hat schon das Leben vieler Menschen geändert. Die Gesellschaft insgesamt hat sich dadurch jedoch nicht vom Kurs abbringen lassen. Ich will die Kraft von Musik nicht schmälern, aber die „Rodney King Riots“ in Los Angeles wären auch ohne HipHop passiert.

Interview: Christoph Koch



Marcus Wiebusch, 36, hat mit Thees Uhlmann von Tomte die Songs für den Film Hansen geschrieben, in dem Jürgen Vogel einen Sänger spielt. Hansen wird auf der Berlinale 2005 vorgestellt.

rt:grafikdesign.com

Bunte Republik Deutschland

Wo lebst du?
fluter.de will es wissen.
Zeig uns dein Dorf,
deine Stadt, deine Welt.

Schick deine Texte oder Bilder an:
community@fluter.de
oder an:
Redaktion und Alltag
Pasteurstraße 8
10407 Berlin

Kennwort: Deutschland



Mittagessen mit Eis und Cappuccino in Göttingen: 16,70 Euro.

Der Küchenchef

60,8 Kilogramm Fleisch, 8,41 Kilogramm Speiseeis und 3,26 Kilogramm Pilze isst jeder Deutsche jährlich im Schnitt. Dazu kommen zum Beispiel noch insgesamt 3,7 Milliarden Stück Eier - und das alles wird runtergespült mit 123 Litern Bier und 158 Liter Kaffee pro Kopf sowie mehr als 18000 Tonnen Tee. Was und wie viel auch immer gegessen wird, es beginnt immer am gleichen Ort.

Viele Menschen, die mit Ismail Haliti zu tun hatten, werden an ihn in den kommenden Jahren denken: beim Kochen, Backen und Braten. Dabei ist Ismail weder 5-Sterne-Koch noch Ernährungsberater oder Diätexperte – vom Kochen versteht er eigentlich sogar gar nichts. Aber der 21-Jährige kennt sich sehr gut mit Küchen aus. Er verkauft sie.

Ismail macht eine Ausbildung bei Möbel Mahler im schwäbischen Bopfingen, seine letzte Station ist in der „Küche“. Das war eigentlich nicht vorgesehen, umso mehr freut sich Ismail darüber. Denn die Küche gilt als höchste Stufe unter den Abteilungen in einem Möbelhaus. Hier braucht man das breiteste Wissen, das größte Verkaufsgeschick, bekommt die höchste Provision, trägt die größte Verantwortung: Passt die neue Küche nur um ein paar Millimeter nicht, trägt der Verkäufer die Verantwortung. Wenn sich Ismail hier bewährt, hat er Chancen auf eine Küchenverkäufer-Karriere.

„Die Leute haben mehr Freizeit, also kochen sie auch mehr“, glaubt Otto Schuster. Seine Karriere hat vor 25 Jahren in der Küchenabteilung begonnen, hier wird sie enden. Otto Schuster hat genug Erfahrung, um einen guten Verkäufer zu erkennen, wenn er ihn sieht. Schuster war es daher, der Ismail unbedingt in seiner Abteilung haben wollte: weil er ehrgeizig ist, gute Noten in der Berufsschule hat und, etwa bei der Inventur, be-



reit ist, Überstanden zu machen. Also hat Schuster mit dem Marktleiter den Ausbildungsplan für Ismail geändert.

Ismail kommt aus dem Kosovo und fühlt sich als Deutscher. Er hat einen deutschen Pass und wird nach der Ausbildung erst mal zur Bundeswehr gehen. Momentan wohnt er noch bei seinen Eltern im schwäbischen Aalen, etwa 20 Kilometer vom Möbelhaus entfernt. Kein Akzent verrät, dass er erst mit acht Jahren Deutsch gelernt hat, als er mit seinen Eltern und den drei Geschwistern nach Deutschland kam. Er ist zielstrebig, sein Motto ist: „Wenn man etwas anfängt, muss man auch sein Bestes geben.“ Das tut er nicht nur im Möbelhaus, sondern auch beim Fußball, wo er in der Bezirksliga als Schiedsrichter pfeift und hofft, in der nächsten Saison in der Landesliga eingesetzt zu werden. In der Berufsschule hilft er in seiner Freizeit zudem, Spenden für krebserkrankte Kinder zu sammeln. Nach dem Qualifizierten Hauptschulabschluss hängte Ismail noch den Realschulabschluss und das Berufskolleg an, das auf den Fachwirt vorbereitet. Zum Möbelhaus kam er, weil einer seiner Freunde ihm riet, sich dort doch mal zu bewerben, Ismail hat es nicht bereut: „Verkaufen lernt man einmal – und kann es dann sein ganzes Leben lang gebrauchen.“

Auch jetzt muss er wieder lernen: Ein Jahr, sagt Otto Schuster, braucht man, um das Sor-

timent aller Küchen- und Gerätehersteller zu kennen. Ismail Haliti hat nur acht Monate, denn dann ist seine Ausbildung beendet. Bis dahin muss er zudem ein Gespür dafür entwickelt haben, ob sich seine Kunden nur informieren wollen, ob sie die Küche für eine Mietwohnung – dann sparen sie in der Regel – oder für das eigene Haus kaufen wollen. Im Schnitt investieren die Kunden rund 6000 Euro in ihre neue Küche, aber auch Küchen im Wert von 20 000 Euro und mehr werden gekauft. Da ist dann zum Beispiel ein LCD-Bildschirm in die Kühlschranktür integriert und eine eigene Wok-Kochstelle installiert. In neunzig Prozent der Fälle verfügt der Mann über das Budget, Frauen legen großen Wert auf eine Spülmaschine und die Qualität der Geräte. Am Ende seiner Küchenstation wird Ismail seinen Kunden auch am Computer eine 3-D-Ansicht der neuen Küchen erstellen können und wissen, worauf zu achten ist, wenn er zu ihnen nach Hause kommt, um genau Maß zu nehmen.

Privat spielen weder für Ismail Haliti noch für Otto Schuster Küche und Kochen eine große Rolle: Ismail nimmt sich von zu Hause belegte Brötchen in die Arbeit mit und abends kocht ihm die Mutter das Essen, meist traditionell südländisches, am liebsten isst er Döner Kebab. Die Küche von Otto Schuster ist 26 Jahre alt, Eiche rustikal. „Ich sage immer: Wenn ich schöne Möbel sehen will, ge-

he ich zum Arbeiten“. Der Trend geht in eine andere Richtung. Küchen sind nicht mehr nur pure Zweckräume mit möglichst viel Stauraum, sie wurden in den vergangenen Jahren zu Kommunikationszentralen. „Egal wie klein der Raum auch ist, ein kleiner Tisch muss rein.“ Und weil sich die Menschen heute mehr in ihrer Küche aufhalten, soll sie möglichst individuell und gemütlich sein: Dass Schränke drei verschiedene Höhen haben, ist die Regel, früher gab es viel weniger Glastüren, heute gelten sie als schick und sind beliebt, weil sie die Küche auflockern. Weiße oder Holzoberflächen gibt es weniger, dafür muss es eine Arbeitsfläche mit Granitoberfläche sein und die Küchen sind rot, blau oder schwarz, glänzend, werden immer öfter gekauft. Eines jedoch ist gleich geblieben und es gehörte zu den ersten Verkaufsargumenten, die Ismail von Otto Schuster gelernt hat: Nach dem Essen muss man alles möglichst leicht sauber machen können.

Text: Julia Landvogt



Ismail Haliti, 21, isst am liebsten Döner Kebab. Er wohnt bei seinen Eltern in Aalen und wird nach seiner Ausbildung erst mal seinen Wehrdienst bei der Bundeswehr leisten.



Zeitonenwechsel

André war noch ein Kind und lebte in Washington, als die DDR zusammenbrach, für ihn kam die Wiedervereinigung zum rechten Zeitpunkt. Für Andrés Vater war die Sache schon komplizierter - er war DDR-Diplomat.

Links: Trabant-Stretchlimousine auf dem Weg in das ehemalige West-Berlin.
Rechts: Gullydeckel in der Straßburger Str. 6-8, Berlin-Mitte.





André Melsky, 22, studiert Pharmazie in Leipzig. Von 1985 bis 1990 lebte er in Washington, dort war sein Vater Konsul für Außenhandelsbeziehungen an der Botschaft der DDR.

Du bist in der DDR geboren, hast in den USA gelebt und bist im vereinigten Deutschland erwachsen geworden. Fühlst du dich amerikanisch, ostdeutsch oder deutsch?

Ich wurde amerikanisch erzogen, aber hingezogen fühle ich mich zum Osten Deutschlands. Meine Heimat ist Ostberlin. Ich bin weniger ostdeutsch als einfach Berliner oder Brandenburger. Westdeutschland ist auch ein Teil meiner Heimat, dieser Teil steht mir nur einfach nicht besonders nahe, weil ich bisher noch nicht dort gelebt habe.

Woran denkst du, wenn du an deine Kindheit denkst?

An die großen Städte, in denen wir gelebt haben – Washington und Berlin –, und an große Einsamkeit.

Einsamkeit?

Ich war oft allein. Zwar hatte ich viele zumindest oberflächliche Freundschaften, aber ich war sehr oft abends allein zu Hause. Wir haben in Washington in einem großen Haus zusammen mit allen anderen Botschaftsangehörigen gewohnt, schätzungsweise dreißig Familien. Unten im Haus waren meine Schule und die Küche der Schule, vor dem Haus gab es einen Pool. Wir haben in einem ganz normalen Washingtoner Stadtteil gewohnt, aber unser Haus war eingezäunt.

Du konntest dich nicht frei bewegen?

Nein, ich konnte mich nicht einfach in die U-Bahn setzen und durch die Stadt fahren. Das ging nur mit Erwachsenen zusammen, mit den Lehrern oder meinen Eltern. Wir wohnten in einer kleinen DDR.

Eine kleine DDR?

Wir zwanzig Botschaftskinder hatten den gleichen Lehrplan wie die Kinder in der DDR. Wir mussten das Pionier-Halstuch tragen und morgens zum Appell antreten. Ich habe das gehasst. Und wir sind immer unter

Mein Vater ist ein sehr vorsichtiger Mensch, geradezu verschlossen. Ich glaube, dass das noch aus der Zeit als Konsul geblieben ist.

uns geblieben, wir konnten nicht mit amerikanischen Kindern spielen. Mir hat das Probleme gemacht, mich einer uniformierten Einheit anzupassen, zu der ich mich nicht zugehörig fühlte. Ich war daher ein schwieriges Kind, sehr zurückgezogen.

Warum hast du dich nicht zugehörig gefühlt?

Meine Eltern haben mich freiheitlich denkend aufgezogen, mehr amerikanisch als sozialistisch. Wobei meine Mutter mir auch die Nachteile des Lebens in den USA gezeigt hat. Wenn wir zum Beispiel Obdachlose oder Drogenabhängige gesehen haben, hat sie mir gesagt, dass das im Kapitalismus so ist, dass dagegen die Menschen in der DDR sozial abgesichert sind.

Welches Bild hattest du von der DDR?

Die DDR war für mich der Trabbi und die Datsche meiner Großeltern, der Ostberliner Tierpark, der Strausberger Platz an der Karl-Marx-Allee. Über Weihnachten waren wir immer vier bis sechs Wochen bei meinen Großeltern in Ostberlin. Dann habe ich natürlich auch den materiellen Unterschied gemerkt. In Amerika gab es einfach viel mehr und ganz andere Sachen als in der DDR. Wir hatten ein besseres Auto, andere Kleidung, mehr Essen und konnten in Washington immer bis Mitternacht einkaufen. Ich hatte auch ganz andere Spielsachen.

Wie habt ihr die Wende in den USA erlebt?

Wir waren über die Medien sehr gut informiert, was in Deutschland passierte. Meinem Vater war es schon während der Demonstrationen klar, dass wir nicht mehr lange in Washington bleiben würden. Natürlich habe ich

mitbekommen, wie aufgewühlt meine Eltern waren und dass sich etwas für uns verändert. Für mich wäre es aber schlimmer gewesen, wenn die Wende nicht gekommen wäre.

Warum?

Ich hätte zwei Jahre später allein zurück in die DDR auf ein Internat gehen müssen, weil die Betreuung in der Botschaftsschule nur bis zur sechsten Klasse ging. Davor hatte ich sehr große Angst.

Wie war es für dich, in das vereinte Deutschland zu ziehen?

Die Realität des Umzugs waren für mich einen Kubikmeter große Holzkisten. Das war meine Zukunft, dort habe ich alles reingepackt, was ich hatte. Und dann sind wir zurück nach Hellersdorf in Ostberlin gezogen. Schwieriger als die neue politische Situation – und dass es mein Geburtsland nicht mehr gab – waren persönliche Probleme, zum Beispiel neue Freunde zu finden.

Hast du noch Kontakt zu den Kindern aus Washington?

Vor kurzem habe ich einen damaligen Mitschüler durch Zufall wiedergetroffen. Leider konnten wir uns bisher noch nicht so oft sehen. Aber er studiert jetzt in Leipzig wie ich und wir haben von, uns weiter zu treffen und auch über die Zeit in den USA zu reden. Ich bin sehr gespannt zu hören, wie er das alles erlebt hat.

Trauerst du der DDR nach?

Nein. Ich hatte auch keine Zukunftsangst, weil ich das Leben im Kapitalismus schon kannte. Ich hatte eher immer das Gefühl, jemand Außenstehender zu sein und den Wendeprozess beobachtet zu haben.

Und deine Eltern?

Ich habe sie schon oft sagen hören, dass es uns ohne die Wende zumindest finanziell besser gehen könnte. Aber ich habe überhaupt nicht das Gefühl, dass meine Eltern unzufrieden

sind. Natürlich hatte besonders mein Vater Schwierigkeiten, eine dauerhafte Anstellung zu finden. Er musste oft die Arbeitsstellen wechseln, zwischendurch war er selbstständig und außerdem eine Weile lang arbeitslos. Heute haben sowohl mein Vater als auch meine Mutter Arbeit und keiner von beiden würde lieber weiter in der DDR leben.

Hat dich das Thema deutsch-deutsche Teilung nach der Wende beschäftigt?

Zur Wendezeit war ich ja erst acht Jahre alt. Aber vor einigen Jahren habe ich angefangen, intensiv über das Thema zu lesen. Auch in der Schule, im Fach Politische Weltkunde, haben wir uns mit den beiden deutschen Staaten beschäftigt. Wir haben wenig über Gedanken und Gefühle zum Thema Wende gesprochen. Mir ist natürlich aufgefallen, dass die anderen weniger Möglichkeiten hatten als ich, und ich fühlte mich wegen der materiellen Unterschiede oft in die Ecke gedrängt. In der Schule wurde ich oft beklaut.

Hast du mit deinen Eltern über die USA und die Wende gesprochen?

Noch nicht so richtig. Mein Vater hat bisher abgeblockt, wenn ich Fragen gestellt habe. Meine Mutter hat mir einiges aus der Zeit in Washington erzählt, will aber meinem Vater wohl nicht vorgreifen. Ich hoffe, dass da in naher Zukunft noch wesentlich mehr kommt. Für mich wäre das sehr wichtig, ich habe sehr viele Fragen.

Was wäre die erste Frage, die du deinem Vater in einem solchen Gespräch stellen würdest?

Als Erstes würde mich der Widerspruch interessieren, in einem „imperialistischen“ System zu leben, aber einen sozialistischen Staat zu vertreten. Mich interessiert auch seine persönliche politische Auffassung. Inwiefern er hinter dem politischen System der DDR stand oder ob es – wie ich durch Andeutun-

gen und Bemerkungen meiner Eltern vermute – ein Weg war, aus dem Land herauszukommen, ohne direkte Konfrontation mit dem Staat.

Hast du Angst vor so einem Gespräch?

Ich denke, ich würde sogar akzeptieren, wenn er mir sagt, dass er total hinter dem System stand. Wobei die Wahrscheinlichkeit nicht sehr groß ist, weil meine Eltern heute eben nicht sagen, früher sei alles besser gewesen. Und dann überwiegt meine Neugier einfach auch solche Ängste.

Warum vermeidet dein Vater das Thema denn?

Er ist ein sehr vorsichtiger Mensch, geradezu verschlossen. Ich glaube, dass das noch aus der Zeit als Konsul geblieben ist. Man hatte in Washington ständig das Gefühl, kontrolliert und beobachtet zu werden. Viele der Kollegen waren systemkonforme, mit denen hatten meine Eltern Probleme. Es wurde hinter vorgehaltener Hand geredet und man musste aufpassen, was man zu wem sagt.

Die Staatssicherheit der DDR hat euch also beobachtet?

Ja. Das weiß ich heute. Es gab neben unserem Wohnblock ein altes verlassenes Haus. Für uns Kinder war es das Hexenhaus, vor dem wir Angst hatten und an dem wir nur ungern vorbeigingen. Von dem ehemaligen Mitschüler aus Washington weiß ich, dass dort Leute saßen, die die Telefonate der Botschaft abhörten.

Willst du eure Stasi-Akten anschauen?

Daran habe ich kein konkretes Interesse. Ich glaube, dass ich Informationen vor allem aus den Erzählungen meines Vaters schöpfen möchte. Ein Gespräch mit meinem Vater über die Stasi würde mir Schwierigkeiten bereiten. Ich habe Angst, dass er doch involviert gewesen sein könnte.

Interview: Susanne Klingner

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, Ausgabe 12, September 2004

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), Adenauerallee 86, 53113 Bonn, Telefon: 01888 / 515-0

Redaktion:
Thorsten Schilling (verantwortlich), Bundeszentrale für politische Bildung (schilling@bpb.de), Dirk Schönlebe (Koordination), Dirk von Gehlen, Alexandra Pieper (Chefin vom Dienst), Thomas Kartsolis (Art Direction)

Texte und Mitarbeit:
Christoph Biermann, Barbara Bollwahn, Jenny Friedrich-Freksa, Lisa Goldmann, Susanne Klingner, Christoph Koch, Christina Kretschmer, Julia Landvogt, Eva Reiske, Alexandra Rusitschka, Penny Schatz, Sandra Schmid, Anne Siemens, Susanne Sitzler, Christine Zerwes, Heiko Zwirner

Fotos: Peter Langer

Schlussredaktion: Isolde Durchholz

Redaktionsanschrift / Leserbriefe:
fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung. SV Medien-Service GmbH, Emmy-Noether-Straße 2, Bauteil E, 80992 München, Telefon: 089 / 2183-8327; Fax: 089 / 2183-8529; leserbriefe@heft.fluter.de

Satz+Repro: IMPULS GmbH, Taubesgarten 23 55234 Bechtolsheim

Druck: Bonifatius GmbH
Druck – Buch – Verlag
Paderborn
leserservice.fluter@bonifatius.de

Abo verlängern & abbestellen:
Tel.: 0 52 51/ 153-188 (24 Std.)
Fax: 0 52 51/ 153-199

Abo bestellen & Service
Tel.: 0 52 51/ 153-180
Fax: 0 52 51/ 153-190

Bonifatius GmbH
Stichwort: fluter
Postfach 1269
33042 Paderborn

Nachbestellungen von fluter werden ab 1kg bis 15kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

ISSN 1611-1567 Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de, www.bpb.de

Online Bestelladresse:
www.fluter.de/abo



Besucher mit Kopfhörern auf dem Gelände des NS-Dokumentationszentrums Wilhelmstraße, Berlin.

Land in Sicht

Wie geht es weiter, was kommt als Nächstes? Manchmal liegt das auf der Hand, manchmal weiß es niemand und manchmal ergibt es sich einfach so. Wie bei Racheli.

Als Racheli damals ein paar Tage im Wald leben wollte, hatte das nicht nur mit ihrer Liebe zur Natur zu tun, sondern auch mit ihrer Unentschlossenheit. Racheli wollte ein bisschen Proviant einpacken, einen Schlafsack und dann losmarschieren, allein, durch Wiesen und Wälder. Im Frühling war das, ihr halbjähriges Praktikum bei einer ökologischen Ziegenmeierei ging zu Ende und sie wusste nicht, wie es weitergehen sollte. Ob sie bei der Landwirtschaft bleiben, lieber einen sozialen Beruf ergreifen oder sich auf das Malen konzentrieren und Kunst studieren sollte. Nur was sie auf keinen Fall machen will, war ihr schon lange klar: einen Bürojob, einen Beruf mit hohem Zeit- und Leistungsdruck. Zu ihren Albträumen gehört ein förmliches Vorstellungsgespräch, in dem vom Make-up über die Kleidung bis zur Körperhaltung alles stimmen muss und man bloß nichts Falsches sagen darf.

In der Natur wollte Racheli Zeit zum Nachdenken finden. „Ich dachte, wenn ich erst mal allein bin mit mir und meinen Gedanken, kommt die richtige Entscheidung ganz von selbst.“ Auf dem Waldboden unter freiem Himmel zu schlafen wäre kein Problem gewesen für sie, ein eigenes Bett war Racheli noch nie wichtig. Als sie nach dem Abitur ein Freiwilliges Soziales Jahr in Landshut machte, hat sie ihre Schlafplätze regelmäßig gewechselt: Anfangs hat sie bei Freunden auf der Couch übernachtet, dann in einem Wohnwagen, am Ende mit zwei anderen Mädchen in einer Zwei-Zimmer-Wohnung. „Es hat sich einfach nicht anders ergeben“, sagt Racheli. Es sei zwar schön, ein bisschen Raum für sich allein zu haben, aber ihre Freizeit verbrachte sie doch lieber mit

ihren Freunden als mit der Wohnungssuche. Racheli spricht leise und sieht zart und mädchenhaft aus in ihrem weißen Trägerkleid aus Leinen. Aber auch wenn sie Jeans, schlichte Secondhand-Oberteile und große afrikanische Ketten trägt, wird sie beim Weggehen mit 22 Jahren noch manchmal nach dem Ausweis gefragt. Racheli stört das nicht sehr, sie geht sowieso nicht oft aus.

Racheli war es schon vor ihrem Jahr in Landshut gewohnt, nicht immer am selben Ort zu leben. Die ersten Monate nach ihrer Geburt verbrachte sie mit ihren Eltern in einer WG im Allgäu, danach zogen ihre Eltern mit ihr zwei Jahre lang mit einem Wohnwagen durch Frankreich und Italien. Anschließend, als Rachelis jüngere Geschwister, zwei Schwestern, ein Bruder, kamen, lebte die Familie auf einem Hof mit großem Garten und ein paar Tieren – Selbstversorger, wie es viele waren in den 80ern, als die Grünen in den Bundestag einzogen und die Gesellschaft Umweltbewusstsein entdeckte.

Inzwischen sind Rachelis Eltern geschieden. Die Mutter lebt in einem Einfamilienhaus, der Vater ist wieder auf einen Hof gezogen. Zu beiden hat Racheli ein sehr enges Verhältnis, nach der Scheidung haben sie und ihre Geschwister jahrelang jeweils eine Woche bei der Mutter und eine beim Vater gewohnt. Dass Familie wichtig ist, hat Racheli vor allem ihr Vater beigebracht, Michael von Hofacker. Für ihn geht Familie über alles. Michael von Hofackers Großvater, Rachelis Urgroßvater, war Cäsar von Hofacker. Dieser wurde während des Zweiten Weltkriegs im Stab von General von Stülpnagel in Paris eingesetzt. Er gehörte zu dem Kreis von Offizieren, der am 20. Juli 1944 versuchte, Adolf Hitler durch ein Bombenattentat zu töten und den Umsturz im besetzten Paris und in Deutschland einzuleiten – und scheiterte, weil die Bombe, die Claus Schenk Graf von Stauffenberg im Führerhauptquartier deponiert hatte, Hitler nur leicht verletzte.

Racheli hat viel gehört von Cäsar von Hof-



Racheli von Hofacker, 22, hat einen hebräischen Vornamen, weil ihre Eltern sich in einem Kibbuz kennen lernten. Racheli kommt von Rachel und das bedeutet ursprünglich: Mutterschaf.

acker, ihrem Urgroßvater, dem Helden, der am 20. Dezember 1944 in der Haftanstalt Berlin-Plötzensee hingerichtet wurde, nach monatelangen Verhören und Folterungen. Seit Racheli denken kann und schon lange bevor sie wirklich begreifen konnte, was das war, das Dritte Reich, ist ihr Urgroßvater ein großes Thema in der Familie gewesen. Eine Zeit lang hat sie sich sehr mit Cäsar von Hofacker beschäftigt, hat ihrer Lehrerin von ihm erzählt, ein Referat gehalten. Sie wollte, dass ihr Großvater, Alfred von Hofacker, einen Vortrag hält in der Schule und von seinem Vater erzählt und darüber, wie es ihm selbst nach dessen Tod ergangen ist. Als sie merkte, dass ihre Geschichtslehrerin zunächst gar nicht so begeistert war, blieb sie hartnäckig, bis es geklappt hat.

Seit ein paar Jahren redet sie aber nicht mehr so viel darüber. Da die meisten den Namen von Hofacker nicht kennen, wird sie nicht oft auf ihre Familiengeschichte angesprochen. Auch innerlich hat sich Racheli inzwischen ein wenig von ihrem Uropa distanziert. Natürlich ist sie immer noch stolz, sie sieht ihn aber auch kritisch. Sie hat verstanden, dass er nicht nur ein Held war, sondern auch ein Nationalsozialist. Ein Nazi, der erst spät erkannte, dass er den falschen Weg eingeschlagen hat, und der dann zumindest die Kraft und den Mut fand, umzukehren und dafür alles aufs Spiel zu setzen. „Dieses Gefühl, dass ein Mensch sich immer verändern und das Unmögliche wagen kann“, das nimmt Racheli sich mit, sagt sie.

Im Juli fand ein großes Von-Hofacker-Familientreffen statt. Rachelis Vater hatte alle Verwandten auf seinen Hof eingeladen. Racheli war nicht da, sie war kurz zuvor in die Türkei gefahren. Wie es weitergeht mit ihr, hat sie noch vor der Reise entschieden, einfach so, ohne in den Wald zu gehen: Im September hat sie eine Ausbildung zur Landwirtin auf einem Bio-Bauernhof im Allgäu begonnen. Alles Weitere wird sich finden.

Text: Lisa Goldmann



Ganz oben: Müde Touristin. Oben: Schottische Musiker, angetreten zum Gruppenfoto am Checkpoint Charlie.

Charlies Engel

Es gibt viele Ferienjobs: Zeitungen austragen, Regale einräumen, den Rasen mähen oder auf das Nachbarsbaby aufpassen. Es geht aber auch anders: Sarah verdient ihr Geld mit Geschichte.

„Ich habe keine Lust mehr. Der alte Mann hat einfach angefangen zu weinen“, sagt Sarah. Sie setzt die braune Mütze mit dem roten Stern ab und wischt sich die Schweißperlen von der Stirn. Die Uniformen, die ganze Kulisse – das alles sei einfach zu viel für ihn gewesen. Es habe ihn an die Zeit vor 35 Jahren erinnert, als er hier in Berlin stationiert war, um als junger Soldat den Übergang von Westen nach Osten zu sichern. Inzwischen hat der alte Mann Sarah den Rücken zugekehrt und ist hinübergewandert auf die andere Straßenseite.

Sarah steht auf einer Verkehrsinsel am Checkpoint Charlie, dem ehemaligen Grenzübergang zwischen West- und Ost-Berlin. Sie trägt ein Kostüm, das der Uniform der Roten Armee nachgeschneidert wurde, und lässt sich mit Touristen vor dem originalgetreuen Nachbau des Kontrollhäuschens fotografieren. Das ist Sarahs Ferienjob. Olivia, Sarahs beste Freundin, steht in einer Uniform der amerikanischen Militärpolizei neben ihr und hält eine USA-Flagge. Fünf Euro die Stunde plus Trinkgeld bekommt jede von ihnen dafür.

Der Checkpoint Charlie ist eine der größten Attraktionen Berlins, er fehlt auf keiner Stadtrundfahrt. Es ist ein Ort, an dem die deutsche Teilung veranschaulicht wird. Auf dem schmalen Gehsteig drängen sich Hunderte

Im August 1962 verblutete Peter Fechter am Checkpoint Charlie, nachdem Grenzwächter 21 Schüsse auf ihn abgegeben hatten. Er war damals genauso alt wie Sarah heute.

von Touristen, die nach den Spuren des Kalten Krieges suchen und die Stelle sehen wollen, an der sich amerikanische und russische Panzer gefechtsbereit gegenüberstanden. Die Luft ist trüb von den Abgasen und vom Staub. Reisebusse stehen mit laufenden Motoren vor dem angrenzenden Mauermuseum und eine endlose Kolonne von Autos, Lastwagen und Fahrrädern rollt im Schrittempo an der Verkehrsinsel und den parkenden Bussen vorbei. Auf der Brache des ehemaligen Grenzstreifens ist ein kleiner Souvenir-Markt entstanden. Händler verkaufen dort Orden der Nationalen Volksarmee, Pelzmützen, Patronenhülsen, Nachtsichtgeräte und Babuschkas. In einem mehrere Meter hohen durchsichtigen Würfel präsentiert eine Berliner Brauerei das angeblich größte Gästebuch der Welt.

Am 13. August 1961 wurde der Grenzverkehr am Checkpoint Charlie jäh unterbunden. Kurz nach Mitternacht fingen Soldaten der Nationalen Volksarmee damit an, an der Grenze zum Westteil der Stadt Sta-

cheldraht auszurollen, um DDR-Bürger an der Flucht ins andere Deutschland zu hindern. Zwei Tage später begann der Bau der Mauer. In den folgenden fast dreißig Jahren starben über tausend Menschen an der deutsch-deutschen Grenze. Sie ertranken in Flüssen und Kanälen, wurden erschossen, stürzten in den Tod. Zu den Opfern der Mauer gehören auch über sechzig Grenzposten, die sich umbrachten, weil sie den Widerspruch nicht aushielten zwischen dem, was man ihnen befohlen hatte, und dem, was sie für richtig hielten. Sie hatten die Anweisung, auf jeden zu schießen, der versuchte, die Grenze zu überqueren. Im August 1962 traf es den Flüchtling Peter Fechter. Am Checkpoint Charlie hatten die Grenzwächter 21 Schüsse auf ihn abgegeben, als er zusammen mit einem Arbeitskollegen versuchte, über die Mauer zu klettern. Der Kollege entkam, Peter Fechter blieb schwer verwundet auf dem Grenzstreifen liegen. Niemand half ihm. Die amerikanischen Grenzposten durften nicht eingreifen, die DDR-Soldaten warteten auf Anweisungen ihrer Vorgesetzten. Peter Fechter verblutete vor Hunderten von Zuschauern im Schatten der Mauer. Die Soldaten, die seine Flucht verhindert hatten, erhielten eine Geldprämie. Fechter war damals 18. Genauso alt wie Sarah heute.

Sarah ist in Lichtenrade aufgewachsen, ei-



Sarah Woithe, 18, besucht die 13. Klasse eines Gymnasiums im Südwesten Berlins. Nach dem Abitur möchte sie gerne in der Tourismus-Branche arbeiten.

nem beinahe dörflichen Viertel im Süden von West-Berlin. Das Haus ihrer Eltern stand in Sichtweite der Mauer. Doch dass sie in einer geteilten und eingemauerten Stadt geboren wurde, hat Sarah kaum mitbekommen. Als die DDR ihre Grenzen öffnete, war Sarah drei Jahre alt. Wenn sie im Urlaub gefragt wird, wo sie herkommt, antwortet sie trotzdem, dass sie aus dem Westen kommt, genauso wie eigentlich alle ihre Freunde. Sie möchte nicht, dass die Leute denken, sie sei in einem Plattenbau aufgewachsen. Obwohl die Mauer schon seit 15 Jahren weg ist, wirkt die Teilung der Stadt noch immer nach. Die aus dem Osten reden anders, findet Sarah. Und sie haben andere Vorlieben. „Einen Ostberliner Jugendlichen würde ich schon an der Kleidung erkennen.“ An den Turnschuhen mit den dicken Sohlen und an den Hosen, die so weit sind, dass sie fast wie Zelte aussehen.

Ihren derzeitigen Chef hat Sarah in der Tanzstunde kennen gelernt. Tom Luszeit jobbt als Tanzlehrer, Schauspieler und Stripper. Seit Oktober 2003 sitzt er fast täglich zwischen zehn und sechs an einem provisorischen Holzpult, das er gegenüber vom Wachhäuschen aufgestellt hat und an dem er jedem, der dafür einen Euro zahlt, das Staatswappen der DDR in den Reisepass stempelt. Das kommt vor allem bei den Touristen aus Japan und den USA gut an. Außerdem kassiert er, wenn Sarah und Olivia fotografiert werden. „Wer keine Arbeit hat, muss sich eben welche machen“, sagt Tom. Normalerweise beschäftigt er Schauspielerschüler, doch weil die manchmal keine Zeit haben, hat er Sarah und Olivia gefragt, ob sie nicht aushelfen wollen. „Seit wir Mädchen hier stehen, macht Tom viel mehr Umsatz“, sagt Sarah und lacht. Tom trägt eine Uniform der Military Police. Wenn er – was er ungefähr

Mauerbrocken mit „Echtheitszertifikat“ und „Checkpoint-Charlie-Schokolade“ Zartbitter.

alle dreißig Sekunden tut – Passanten im Befehlston darauf hinweist, dass sie nicht auf der Straße herumstehen sollen, könnte man ihn mit einem echten Grenzbeamten verwechseln.

An ihrem ersten Arbeitstag hat Tom Sarah erklärt, was sie draufhaben muss. Wo war Osten, wo Westen, wo genau verlief die Mauer? – mehr wollen die meisten Touristen gar nicht wissen. Die jungen männlichen Besucher scheinen sich ohnehin oft mehr für die uniformierten Mädchen zu interessieren als für die deutsche Vergangenheit. Mit zwei Stuttgartern, die besonders nett gefragt haben, waren Sarah und Olivia neulich nach der Arbeit Eis essen. Andere Touristen und Passanten finden das, was für Sarah nur ein Job ist, geschmacklos. Neulich kam eine ältere Dame auf sie und Olivia zu und fragte die beiden, ob sie denn keine Angst hätten, angespuckt zu werden: „Bestimmt eine Stunde lang stand sie da und hat immer wieder gesagt, dass wir uns schämen sollten, weil wir die Menschen an etwas Grausames erinnern“, erinnert sich Sarah. „Das war schon ziemlich unangenehm.“ Deshalb hat sie kurz darüber nachgedacht, den Job einfach aufzugeben. „Noch mal würde ich mich jedenfalls nicht darauf einlassen. Es gibt einfach zu viele Komplikationen. Und vielleicht ist es auch falsch, sich hierhin zustellen und in Kauf zu nehmen, dass die Gefühle anderer Menschen verletzt werden.“

„Der Checkpoint Charlie ist kein Ort der Volksbelustigung“, sagt auch Alexandra Hildebrandt, die Leiterin des Museums am ehemaligen Grenzübergang. „Es ist eine Verhöhnung der Opfer, dass es hier zugeht wie

auf einem orientalischen Basar.“ Ihr im Januar verstorbener Ehemann Rainer hatte das Museum 1962 in einer Zweieinhalbzimmerwohnung gegründet, um das Unrecht an der Grenze und den Kampf um die Freiheit zu dokumentieren. Die Ausstellung wuchs und wuchs. Heute ist sie 2000 Quadratmeter groß und zieht rund 700 000 Besucher im Jahr an, die sich Fluchtutensilien wie Schaufeln und gepanzerte Fahrzeuge oder unzählige Gemälde anschauen, die eine friedliche Welt heraufbeschwören. Frau Hildebrandt findet, dass die Armeekostüme vor dem Eingang dem Ort seine Würde nehmen und das Lebenswerk ihres Mannes bedrohen. Deshalb hat sie alles getan, um die Uniformierten zu verjagen. Doch Polizei und Ordnungsamt konnten ihr nicht helfen, Tom Luszeit und seine Truppe verstoßen gegen kein Gesetz und keine Verordnung. Die blauen Müllsäcke, mit denen Frau Hildebrandt das Wachhäuschen verhängen ließ, mussten wieder entfernt werden. Sarah und Olivia dürfen weiter in Uniformen posieren, im Museumshop werden Mauerbrocken mit „Echtheitszertifikat“ und „Checkpoint-Charlie-Schokolade“ in den Geschmacksrichtungen Vollmilch und Zartbitter verkauft.

Sarah hat sich die Ausstellung nicht angeschaut: „Soll nicht so sehenswert sein“, sagt sie. Sie setzt die braune Mütze mit dem roten Stern wieder auf, am Kontrollhäuschen wartet schon die nächste Reisegruppe auf die Möglichkeit, ein Erinnerungsfoto zu machen. In der Zimmerstraße gleich um die Ecke steht ein kleines Kreuz, das an Peter Fechtters qualvollen Tod erinnert. Es ist leicht zu übersehen.

Text: Heiko Zwirner

Auf www.fluter.de: Gespräch mit dem Historiker Paul Nolte von der International University Bremen: Alles vorbei und ganz normal? Wie stehen die Deutschen zu ihrer Geschichte?



Peter Langers Bettlektüre.

Die meistverkauften Taschenbücher 2003

1. Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken von *Allan und Barbara Pease* (Ullstein)
2. Bürgerliches Gesetzbuch (BGB) (dtv)
3. Der Mann, der lächelt von *Henning Mankell* (dtv)
4. Herr Lehmann von *Sven Regener* (Goldmann)
5. Herzsprung von *Ildiko von Kürthy* (Rowohlt)
6. Das zweite Gedächtnis von *Ken Follett* (Lübbe)
7. Illuminati von *Dan Brown* (Lübbe)
8. Der Richter von *John Grisham* (Heyne)
9. Die Brandmauer von *Henning Mankell* (dtv)
10. Der Welt den Rücken von *Elke Heidenreich* (Rowohlt)
11. Mondscheintarif von *Ildiko von Kürthy* (Rowohlt)
12. Solange du da bist von *Marc Levy* (Aufbau)
13. Russendisko von *Wladimir Kaminer* (Goldmann)
14. Die Säulen der Erde von *Ken Follett* (Lübbe)
15. Zähl nicht die Stunden von *Joy Fielding* (Goldmann)

QUELLE: Die Stern-Bestsellerlisten wurden von der GfK Marketing Services GmbH & Co. KG ermittelt. Indizierte Medien werden aus rechtlichen Gründen ausgeblendet. Erhebungszeitraum: 30. Dezember 2002 bis 14. Dezember 2003.

Seite für Seite

Weil wir hier in so einem großen Einkaufszentrum sind, haben wir bei uns viel Durchgangskundschaft und nicht so viele Stammkunden. Am meisten ist vor Weihnachten los, wenn alle noch Geschenke brauchen. Da kaufen die Leute vor allem Biographien, gebundene Ausgaben von Romanen – eher hochpreisige Bücher eben. Im Frühjahr verkaufen sich Gesundheitsbücher gut und alles, was mit Diäten zu tun hat. Im Sommer sind es dann eher Belletristik-Taschenbücher für den Urlaub, solche, die man auch am Strand liegen lassen kann, ohne sich zu ärgern. Groß im Kommen sind Hörbücher für die langen Autofahrten in den Urlaub. Ich habe nach der Schule ein Praktikum in einer Buchhandlung gemacht und mich danach für die Ausbildung zur Buchhändlerin entschieden. Ich lese sehr gerne, insgesamt habe ich wohl so drei Regalmeter Bücher zu Hause. Zum Lesen komme ich jeden Tag im Zug auf meinem Weg zur Arbeit, am liebsten habe ich Krimis oder Romane mit Serienmördern. Manchmal bin ich so sehr in ein Buch vertieft, dass ich beinahe vergesse, rechtzeitig auszusteigen. Momentan lese ich sehr gerne Andreas Franz, einen deutschen Krimiautor. Ich weiß

bei den Krimis natürlich auch immer, wer der Mörder ist. Und ich bin jedes Mal ganz enttäuscht, wenn es am Ende dann doch anders ausgeht, als ich gedacht habe.



Angela Schikofski, 27, lebt in Datteln in Nordrhein-Westfalen. Sie arbeitet seit drei Jahren als Buchhändlerin in der Thalia-Buchhandlung im Centro in Oberhausen.

Protokoll: Dirk Schönlebe

Mann mit Gedächtnis



Nikon Rasumov, 20, ist vor elf Jahren aus Russland nach Deutschland gekommen. Im letzten Jahr wurde er Bundessieger im Wettbewerb „Jugend forscht“ in Biologie.

Für Nikon könnte Deutschland nur eine Durchgangsstation sein - auf einem erfolgreichen Lebensweg.

Wenn sich alles nach seinem Wunsch fügt, wird Nikon Rasumov, 20, Deutschland im Herbst verlassen – für längere Zeit, vielleicht sogar für immer. In England, an der Elite-Universität in Cambridge, wartet ein Biologie-Studienplatz inklusive Teilstipendium auf den groß gewachsenen Dunkelhaarigen, der schnell spricht, manchmal auch die Sätze für sein Gegenüber beendet und dann lächelt – als wolle er sagen: Entschuldigung, bei mir geht es nun einmal besonders rasch im Kopf.

Nikon war neun Jahre alt, als seine Eltern und Großeltern mit ihm von St. Petersburg nach Homburg an der Saar zogen. Den Umzug wollte die Familie seinetwegen. „Weil sie dachten, dass es bei der hohen Arbeitslosigkeit und der schlechten Wirtschaftslage in Russland keine Perspektive für mich gebe“, sagt Nikon. Sein Großvater ist deutschstämmiger Jude, die Familie hatte daher nach den gesetzlichen Regelungen Deutschlands den Status von Kontingentflüchtlingen aus der ehemaligen Sowjetunion. Nikon hat, wie schon sein Vater, keine Religionszugehörigkeit, „in Russland hat man mit Religion ja nichts zu tun gehabt“, erklärt Nikon.

Ein Jahr hat es damals gedauert, bis die Emigration nach Deutschland möglich war. Nikons Eltern waren Mitte dreißig. Sein Vater hat in Russland als Sportpsychologe mit Dokortitel an einem Universitätsinstitut gearbeitet, seine Mutter war Englischlehrerin. In Homburg fing die Familie Rasumov bei null an. Alle lernten Deutsch, die Eltern mussten wegen der zunächst nicht vorhandenen Sprachkenntnisse auch beruflich neu beginnen – Nikons Vater ist seit dem Umzug nach Deutschland Sporttrainer in einem Fitness-Studio, seine Mutter arbeitet als Lehrerin für Russisch und Englisch, sie gibt zum Beispiel Sprachkurse bei großen Firmen wie Mannesmann.

Die Eltern haben die Entscheidung für den

Umzug nach Deutschland nicht bereut. Sie freuen sich, dass Nikon in Deutschland mehr Möglichkeiten hat als in St. Petersburg. Sie sind stolz auf seine guten Noten, das Juniorstudium der Informatik ab der elften Klasse, Nikons Abitur, vor allem aber: auf den ersten Preis beim Wettbewerb „Jugend forscht“ letztes Jahr, in der Kategorie Biologie. Das Thema seiner Forschungsarbeit war „Die Untersuchung von Fähigkeiten und Trainingsmöglichkeiten des phonetischen Gedächtnisses“.

Auf dieses Forschungsprojekt kam Nikon, weil ihm auffiel, dass die meisten Menschen – ihm selbst geht es auch so – mit zunehmendem Alter vor allem über das visuelle Gedächtnis lernen, sich also das besser merken können, was sie einmal gesehen haben. Im Gegensatz dazu lässt das phonetische Gedächtnis aufgrund mangelnden Trainings nach – weshalb sich viele Menschen zum Beispiel Namen bei der Begrüßung schlecht oder gar nicht merken können oder dafür eine Eselsbrücke brauchen. „Die Eselsbrücke ist aber schon ein Hilfsmittel“, erklärt Nikon, „nicht mehr allein das phonetische Gedächtnis.“ Zwanzig seiner Mitschüler ließ er ausgedachte Worte auswendig lernen wie Vokabeln, um so zu messen, wie gut bei den Einzelnen das phonetische Gedächtnis funktionierte und welche Erfolge sich durch Training erzielen ließen.

Nun soll es während des Biologiestudiums weitergehen mit Nikons Forschungsprojekt, er ist überzeugt davon, dass seine Idee zum Gedächtnistraining durch Auswendiglernen von Vokabeln oder Gedichten die Lehrmethoden verbessern könnte. Und etwas zu verbessern in Deutschland, „das ist in jedem Fall ein Antrieb“, sagt er, „als Forscher kann man das auf jeden Fall“. Für ihn ist es selbstverständlich, zu Hause auf Verbesserungen hinzuarbeiten, hier fielen einem die Missstände

einfach besonders auf. Die Lehrpläne zum Beispiel oder die Langsamkeit, mit der in Deutschland vieles vorangehe. „In England wird eine Anfrage per Mail von einer Behörde innerhalb von zwei Stunden beantwortet“, sagt Nikon. „Bei uns dauert es mindestens eine Woche.“ Ginge es nach Nikon, „müsste hier einiges anders sein“.

Im Moment ist er auf der Suche nach einer Stiftung, die ihn neben der Universität in Cambridge unterstützt, noch fehlen ihm 800 Euro monatlich zum Leben als Student in England, denn die Studiengebühren übernimmt die Universität nur zur Hälfte, zudem fehlt Geld für Bücher. „Aber ich bekomme das Geld“, sagt er. „Schließlich habe ich das Flugticket schon gekauft.“ Kopfnicken, fast trotzig. „Ich fliege auf jeden Fall.“ Alle wichtigen Politiker im Saarland habe er schon abgeklappert, erzählt Nikon, der erst vor zwei Wochen aus dem Südwesten ins hessische Weiterstadt bei Darmstadt gezogen ist. Auch bei Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn war er. Nikon ist begeistert von dem, was er tut, länger warten will er nicht.

Nikon fühlt sich Deutschland mehr verbunden als Russland, seit der Emigration ist er nicht mehr dort gewesen, Kontakte nach St. Petersburg gibt es auch keine mehr. Heute interessiert ihn St. Petersburg zwar, aber wegen der Armee, die ihn einziehen würde, will er nicht einreisen. So ganz hat ihn Russland aber natürlich nicht losgelassen. Als er die Olympischen Spiele in Athen verfolgte, war er auch für die russischen Teilnehmer, in Russland seien nun mal seine Wurzeln, erklärt er. Treffen die beiden Länder aufeinander, „sehe ich das sportlich“, sagt Nikon grinsend, „der Bessere gewinnt“. Fragt man Nikon nach Akzeptanz, auch nach Ausländerfeindlichkeit, wird er schnell wieder ernst. Er wurde zwar noch nie tätlich angegriffen, „aber psychische Gewalt ist ohnehin die



Klapprad mit Regendach, abgestellt in Nürnberg-Mögeldorf.

schlimmere. Und Sprüche über Russen, die nur Wodka saufen können und faul sind, habe ich schon Hunderte Mal gehört.“ Aber es gebe ja auch Deutsche, die nicht so denken, das sei die Mehrzahl, schiebt Nikon nach. Er habe viele deutsche Freunde, aber er wisse nun mal auch, wie es sei, sich „anders als die anderen“ zu fühlen. Darin sieht Nikon auch

einen Teil seiner Motivation, seines Willens, besser zu sein als die anderen. Die Deutschen seien übersättigt, langsam eben, deswegen auch nicht mehr so erfolgreich – im Gegensatz zum Beispiel zu Immigranten, die viel mehr Einsatz brächten, um etwas zu erreichen. Wie er mit Beleidigungen und Vorurteilen umgehe? „Ich sage mir immer, das ist

doch alles Unsinn. Das Problem bin nicht ich, das haben die Leute, die so denken, mit sich selbst“, antwortet er. „Weil sie Angst haben vor Fremdem.“ Aus dem Russischen übersetzt heißt Nikon übrigens Vernunft.

Text: Anne Siemens

Auf www.fluter.de: Ein Film Beitrag über das Deutschlandbild junger Ausländer.



Ende eines Gesprächs in Minden.

Alles was Recht ist

Wenn sich Nachbarn zu sehr zanken, Hunde zu sehr bekämpfen oder etwas anderes schief gelaufen ist, dann muss der Mensch vor seinen Richter treten. In Hamburg vielleicht vor Philipp.

Um 9.14 Uhr streift sich Philipp Linden im Sitzungssaal 214 im Amtsgericht Hamburg-Bergedorf seine Robe über und geht in den Gerichtssaal. Um 9.15 Uhr sitzt er zum ersten Termin des Tages am Richtertisch: Urteilsverkündung. Der holzgetäfelte Saal ist leer, fast nie kommt jemand, wenn er seine Entscheidungen bekannt gibt, die Beschlüsse gehen den beteiligten Personen ohnehin schriftlich zu. Philipp diktiert auf ein Tonband: „Für 480 C 360 aus 03 ergeht ein Urteil“, er unterschreibt das Urteil, dann weiter: „für 480 C 77 aus 04 ergeht ein Beweisbeschluss“, er unterschreibt und so weiter, um 9.19 Uhr ist er fertig.

Im Mai ist Philipp, 28, von München nach Hamburg gezogen, um eine Stelle als Richter anzunehmen. Es ist sein erster Job und wenn ihm kein schlimmer Fehler unterläuft, wird es auch sein letzter sein. Nach in der Regel drei Jahren Richterzeit auf Probe wird

man in Deutschland zum Richter auf Lebenszeit ernannt. Philipp hat ein für Juristen gutes Examen gemacht, Note vollbefriedigend. Mit einer nur etwas schlechteren Note hätte er keine Chance auf eine Richterstelle gehabt. Philipp wollte nach Hamburg, seine Freundin studiert dort Musik. Dass er gerade in Bergedorf gelandet ist, war Zufall. Er hatte sich schon einige Gerichte angesehen, ehe er den schönen Backsteinbau des Amtsgerichts in dem Hamburger Vorort entdeckte. Philipp fragte, wo er sich bewerben könne. Die Frau, in deren Büro er kurz darauf stand, war zufälligerweise zuständig für alle Richtereinstellungen in Hamburg. Darauf war Philipp nicht vorbereitet, seine Unterlagen schickte er später per Post und wurde zum Vorstellungsgespräch eingeladen. „Die wollten nicht nur meine Noten wissen, es ging auch um die Persönlichkeit. Man hat mir keine juristischen Fragen gestellt, sondern sol-

che, wie: Können Sie sich vorstellen schlaflose Nächte zu haben, wenn Sie jemanden ins Gefängnis schicken müssen?“ Philipp konnte sich das vorstellen, das kam gut an im Auswahlgremium. Besser als jemand, der sich keine Gedanken darüber macht, was er als Richter tut, oder der zur Selbstgefälligkeit neigt.

Schlaflose Nächte hat Philipp bisher nicht gehabt. Es freut ihn, wenn er Lösungen für die Konflikte finden kann, die er zu entscheiden hat. Das objektive Betrachten macht ihm Spaß, deshalb wollte er auch nicht Anwalt werden. Ein Anwalt vertritt immer nur eine Seite – die seines Mandanten. „Dem kann man oft nicht einfach sagen: Ich finde aber das und das richtiger“, erklärt Philipp. „Du musst ja immer wissen, wo dein Geld herkommt.“ Als Richter macht er Lösungsvorschläge, zugleich sagt ihm das Recht, wie er die Fälle zu entscheiden hat.

Den Großteil seiner Zeit verbringt Philipp



Ende eines Kneipenabends in Lüneburg.

im Büro, dort liest er Akten oder studiert Kommentare zu Gesetzestexten. Einmal in der Woche hat er seinen Verhandlungstag. An einem typischen Verhandlungstag im August streitet sich um 9.30 Uhr ein Sportverein mit einem seiner Mitglieder um die Zahlung von Mitgliedsbeiträgen, ab 10 Uhr eine Firma mit ihrem ehemaligen Geschäftsführer um die Herausgabe von Akten und um 10.30 Uhr ist eine Frau vorgeladen, weil sie Versicherungsbeiträge nicht gezahlt hat. Der letzte Termin um 11 Uhr ist eine Mietsache, die schon Jahre zurückliegt: Nachzahlung von Nebenkosten, der Streitwert beträgt 600 Euro.

„Vielen, die vor Gericht ziehen“, sagt Philipp, „geht es nicht ums Geld. Die wollen einfach Recht haben.“ In einem Amtsgericht kann man auch alleine erscheinen, ohne Anwalt. Entsprechend unsachlich laufen teilweise die Verhandlungen ab. Kürzlich nahm Philipp an der Sitzung eines Kollegen teil, in der sich zwei Hundebesitzer darüber stritten, wer nach einer Beißerei die Operationskosten für einen der Hunde übernehmen müsste. Vor Gericht sollte geklärt werden, welcher der

beiden Hunde den Streit begonnen hätte. „Dahing es dann darum, welcher Hund wann bei wem wo geschnüffelt hat. Absurd.“ In Philipps ersten eigenem Fall ging es um zwei Nachbarn, deren Grundstücke ein Graben trennt und von denen einer angeblich Schnee in den Graben schüttete, bis das Grundstück mit Wasser überflutet war. Philipp entschied, dass in Zukunft kein Schnee in den Graben geschüttet werden darf, die Prozesskosten mussten sich die Nachbarn teilen.

Auch wenn es scheinbar um Kleinigkeiten geht vergisst Philipp nicht, dass der Streit für die Streitenden große Bedeutung hat. „Viele, die mit ihren Sachen ins Gericht kommen, sind sehr nervös. Als Richter hat man die Verantwortung, mit denen richtig umzugehen.“ Mit dem theoretischen Lösen eines Falles während des Studiums habe das nicht mehr viel zu tun. „Wenn ich sage: Der zahlt dem 500 Euro, und der macht das nicht, kommt der Gerichtsvollzieher.“ Philipp war sich lange nicht sicher, ob er Jurist werden sollte. Er hätte auch gerne Musik studiert, entschied sich aber für Jura. Während des Studiums in

München war er Keyboarder einer Independent-Band, sie spielten auch in Kneipen oder auf kleinen Veranstaltungen. Die Band gibt es noch, am Keyboard steht jetzt ein anderer.

In seiner freien Zeit arbeitet Philipp gerne an seinen beiden alten Autos, einem Ford Taurus und einem Lancia Fulvia. Nach der Arbeit geht er oft in die kleine Kirche, die neben dem Gericht liegt. Dort darf er Orgel spielen, das tut ihm gut, da muss er keine Verantwortung und keine Robe tragen. Wenn er danach mit der S-Bahn nach Hause fährt, fühlt er sich wieder mehr wie der Philipp von früher und ein bisschen weniger wie Richter Linden vom Amtsgericht Bergedorf.

Text: Penny Schatz



Philipp Linden, 28, ist gebürtiger Kölner, er mag den Karneval und redet ziemlich schnell. Jura studierte er in München, als Referendar war er einige Zeit in Rom.

Lass dich überraschen

Wie ist das Leben in einem Ort mit weniger als 4000 Einwohnern und was tut man, wenn die nächste Disco in einer anderen Stadt ist? Barbara kennt es nicht anders.

Emil Eintopf ist das wertvollste Stück in Barbaras Überraschungseifiguren-Sammlung. Es soll Sammler geben, die für das als Koch verkleidete daumengroße Nilpferd aus der Serie „Happy Hippos auf dem Traumschiff“ bis zu dreißig Euro zahlen. Emil steht, gemeinsam mit den anderen nach Serien geordneten Figuren, in einer Vitrine in Barbaras Zimmer. In die Vitrine hat Barbaras Vater eine indirekte Beleuchtung eingebaut.

Barbara ist 16 Jahre alt und lebt in Kirchenthumbach in der Oberpfalz, 30 Kilometer südöstlich von Bayreuth, in einem der strukturschwächsten Gebiete Bayerns. In dem 3398-Einwohner-Ort gibt es keine nennenswerte Industrie und auch Touristen kommen selten hierher – der Ort ist vom größten Truppenübungsplatz Europas bei Grafenwöhr umgeben und dadurch nur schwer erreichbar. Der größte Arbeitgeber in der Gegend ist die amerikanische Armee und es hat alle in Kirchenthumbach sehr erleichtert, dass ihr Ort von dem angekündigten Truppenabzug der US-Armee nicht betroffen sein wird. Im Gegenteil, es sollen bis 2008 sogar noch 3400 weitere Soldaten mit ihren Familien in die Oberpfalz ziehen und mehr als 500 Millionen Euro in den Bau einer neuen Kleinstadt investiert werden.

In Kirchenthumbach gibt es drei Friseure. Einen für ältere Herren, einen für ältere Damen und einen für die Jungen. Außerdem gibt es noch einen Schlecker-Markt, zwei Metzger, eine Tankstelle und eine Brauerei. Barbara geht zum Friseur für die Jungen. Wenn sie im nächsten Jahr die Realschule abschließt, muss sie sich um eine Lehrstelle

kümmern. Für ihren Traumberuf Buchhändlerin wird sie in der näheren Umgebung vermutlich keinen Ausbildungsplatz finden, deshalb wird sie wohl Systemkauffrau oder Sekretärin. Aus Kirchenthumbach will sie nicht wegziehen, zumindest nicht freiwillig. Sie mag es, dass hier jeder jeden kennt und freundlich ist. Nur manchmal findet sie das auch ein bisschen anstrengend, wenn sie auf Festen von Verwandten in Gespräche verwickelt wird und permanent unter Beobachtung steht. Wenn der Kirchenthumbacher Fußballverein gegen seine bittersten Konkurrenten aus Auerbach spielt, ist der ganze Ort auf dem Platz. Wobei die Auerbacher, findet Barbara, mit unfairen Mitteln spielen, beschäftigen sie doch auch Spieler, die zwar gut sind, aber gar nicht aus Auerbach kommen. Die Kirchenthumbacher tun so etwas nicht. Barbaras Familie lebt seit mehreren Generationen in Kirchenthumbach. In eine Großstadt zieht es Barbara nicht. In München war sie zwar schon mal, gefallen hat es ihr dort aber nicht. „Da gibt es einfach nicht so viel Natur. Und die Menschen sind nicht so freundlich“, erinnert sie sich.

Barbara ist die Älteste von vier Geschwistern, ihre Eltern haben einen kleinen Betrieb am Ort. Seit einem Jahr sitzt ihre Mutter im Rollstuhl, nachdem sie von einem Kirschbaum gefallen ist und sich mehrere Wirbel zertrümmert hat. Seitdem müssen die Kinder sehr viel mehr im Haushalt mithelfen. Zumindest so lange, bis das Haus rollstuhlgerecht umgebaut ist. Momentan wartet die Familie auf ein behindertengerechtes Auto, dann kann die Mutter Barbara auch wieder

zur Disco fahren, die nächste ist im 25 Kilometer entfernten Trockau. Wenn Barbara etwas für sich einkaufen möchte, muss sie nach Bayreuth oder Nürnberg fahren, das dauert mit Bus und Bahn eine knappe Stunde.

Zum Ausgehen fährt Barbara mit ihren Freundinnen ins zehn Kilometer entfernte Auerbach, dort gibt es zwei Pubs. In Kirchenthumbach gibt es keine Cafés oder Kinos, aber Barbara ist Mitglied in mehreren Vereinen: im Kirchenchor, im katholischen Landjugendbund, beim roten Kreuz und bis vor kurzem war sie auch im Tennisclub.

Neben den Überraschungseifiguren sammelt Barbara auch Bücherreihen. Zum Putzen ihrer Figuren braucht Barbara fast zwei Stunden, weil sie jede einzelne von Staub befreien muss. Fehlen ihr bestimmte Figuren, sucht sie die im Internet und bestellt sie. Zuletzt kaufte sie drei „Herr der Ringe“-Figuren für insgesamt zwanzig Euro. „Da musste dann meine Mutter herhalten. Aber für verrückt hält mich in meiner Familie eigentlich nur mein Bruder, aber der ist 14 und gerade in der Pubertät“, sagt Barbara.

Was genau die Faszination ihres Hobbys ausmacht, kann Barbara nicht so genau erklären. Nur, dass sie ihre Sammlungen auf jeden Fall komplettieren möchte, auch wenn sie dann nichts mehr hat, wonach sie suchen kann. Aber das macht nichts, meint sie. „Dann fange ich eben eine neue an.“ Sie ist sich sicher, dass sie ihr Leben lang sammeln wird. Genauso sicher, wie sie am liebsten ihr Leben lang in Kirchenthumbach bleiben und dort erwachsen und alt werden möchte.

Text: Christina Kretschmer



Ein Paar aus Stroh an einer Autobahnausfahrt nahe Bayreuth.



Barbara Weiß, 16, hat einen Lieblingsplatz in Kirchenthumbach: Sie sitzt gerne auf der Bank unter dem riesigen Baum in dem Garten, der zu dem Haus ihrer Großmutter gehört.

Voll das Leben

In Deutschland gab es in den letzten hundert Jahren unzählige Regierungen, mehrere Währungen und zwei Weltkriege. Für Liselotte Hehner ist es einfach ein Leben.

Berlin-Charlottenburg, eine Altbauwohnung im zweiten Hinterhaus. Liselotte Hehner steht zur Begrüßung mit ihrem Gehwagen im Flur. Dann schiebt sie ihn ins Wohnzimmer zurück, in dem ein Flügel steht und ein kleiner Schreibtisch, an dem Frau Hehner an den Vormittagen auf einer alten, mechanischen Schreibmaschine ihre Korrespondenz erledigt, daneben ein Sofa, zwei Sessel und viele Bücher. Mittags kommt eine Frau von einem privaten Pflegedienst und bringt das Mittagessen, am Nachmittag legt sich Frau Hehner in ihr Bett und liest, das ist die Zeit des Tages, die sie am liebsten hat. Liselotte Hehner ist im April hundert Jahre alt geworden.

Frau Hehner, wie haben Sie Ihren Geburtstag gefeiert?

Ich habe einige Freunde in den Brandenburger Hof eingeladen, elf Männer und fünf Frauen – ich bin schon immer besser mit Männern ausgekommen.

Ich würde mich gerne mit Ihnen über Ihr Leben unterhalten, also über die letzten hundert Jahre. Womit sollen wir anfangen?

Vielleicht mit dem Zweiten Weltkrieg?

Wie haben Sie den Krieg in Erinnerung?

Der Krieg und die Nazizeit waren die schlimmste Zeit in Berlin. Viele fanden das nicht, aber ich habe es in wirklich schrecklicher Erinnerung. Mein Mann und ich waren

immer in Betrieb, man horchte und hörte herum, was als Nächstes passieren würde, denn wir hatten jüdische Freunde und Bekannte, die gefährdet waren. Dauernd passierte etwas, und es war selten etwas Gutes. Manchmal gelang es uns, Menschen rechtzeitig zu warnen, bevor sie abgeholt wurden, manchmal aber auch nicht. Mein Mann wurde einmal in der Früh um sechs von der Gestapo abgeholt und ausgefragt. Zum Glück kam er wieder.

Wo haben Sie damals gearbeitet?

In der Nervenklinik der Charité, als Betreuerin, unentgeltlich, weil mein Mann nicht wollte, dass ich von den Nazis bezahlt werde. In der Klinik selbst wurden keine Kranken getötet, aber Professor de Crinis, mein Vorgesetzter, betrieb Euthanasie. Er und der Oberarzt fuhren jede Woche ins KZ Sachsenhausen.

Wie erlebten Sie die Bombenangriffe?

Während des Kriegs habe ich oft nachts als Krankenschwester für Professor Sauerbruch gearbeitet, den Leiter der Chirurgie in der Charité. Wegen der Angriffe gab es unter der Klinik einen Keller mit 4000 Betten, den „Sauerbruch-Keller“. Einmal kam ein Transport mit 300 französischen Soldaten, gasvergiftet, die starben alle. Ich konnte Französisch und habe mit vielen gesprochen. Manche gaben mir noch die Adressen ihrer Familien,

damit ich die benachrichtigen konnte.

Hatten Sie genug zu essen?

Im Zweiten Weltkrieg gab es drei Sorten Lebensmittelkarten. Mein Mann hatte eine sehr gute Stelle als Justitiar in einer Bank, aber nur Sorte drei, die schlechteste Klasse der Lebensmittelkarten. Ich hatte Sorte eins, weil ich im Gesundheitswesen beschäftigt war. Und wir hatten beide aus Gesundheitsgründen sogar Zusatzkarten. Wir konnten uns also wirklich nicht beklagen. In der Straße, in der wir damals lebten, gab es einen großen Lebensmittelladen, der von einem sehr netten Paar geführt wurde. Wenn ich in den Laden kam, blinkerte mir die Frau zu und ich blinkerte zurück und dann packte sie mir viele Sachen ein. Wenn ich nach Hause kam, hatte ich sogar manchmal ein Huhn in der Tasche oder eine Ente.

Wie war Berlin, bevor Hitler regierte?

Schon bevor Hitler 1933 an die Macht kam, wanderten viele Leute, die ich kannte, aus. Sie hatten das Gefühl, es sei besser, Deutschland zu verlassen. Auch viele der Ostjuden ahnten ja schon früh, wie es später kommen könnte, und verließen ihre Heimat. Ich verstand das damals noch nicht, ich sah nicht, dass es dafür Gründe geben könnte.

Sie waren damals Sozialarbeiterin.

Ich habe 1929 in einem Pflegeamt angefangen, das kann man mit den heutigen Be-





Impressionen aus Berlin-Mitte und Berlin-Charlottenburg.

zirksämtern und ihren „Streetworkern“ vergleichen. Meine Mutter wollte eigentlich, dass ich studiere, aber ich ging zur Berufsberatung und denen schien, dass ich für die soziale Arbeit geeignet sei. Im Pflegeamt haben wir Nutten betreut, Homos und Lesben, damals war das ja strafbar. Einige Homosexuelle habe ich im Gefängnis besucht. Und dann betreute ich noch zwei Lesben, die zusammen ein Kind erzogen, Fabrikarbeiterinnen vom Prenzlauer Berg; das waren die Ersten in Deutschland, die das machten.

Was hat denn Ihre Mutter dazu gesagt?

Wenn ich abends nach Hause kam und mich an den gedeckten Abendbrotstisch setzte, sagte meine Mutter: „Na, erzähl mal, was hast du denn heute gemacht?“ Da habe ich ihr dann Sachen erzählt, von denen sie sich vorstellen konnte, dass ich sie erlebt habe. Denn was ich wirklich den ganzen Tag über tat, konnte ich ihr natürlich nicht sagen. Sie war sehr streng, sie hätte mir sofort verboten, dort wieder hinzugehen. Als die Nazis 1933 an die Macht kamen, wurde das Pflegeamt sofort geschlossen. Vieles, was in den 20er Jahren fortschrittlich war, wie eben die Sozialarbeit im Pflegeamt, wurde von den Nazis verboten.

Wie haben Sie die 20er Jahre empfunden, die Inflation zum Beispiel?

Von 1922 bis 1924 habe ich als Aushilfe in einem Büro gearbeitet und mein Gehalt in einem Dollar oder Pfund bekommen. Meine Mut-

ter kam alle 14 Tage im Büro vorbei, um mein Gehalt abzuholen, ich war noch nicht volljährig. Mein Vater lebte nicht mehr und mit den Devisen konnten wir unseren großen Haushalt bezahlen. Wir hatten eine Wohnung mit neun Zimmern, ohne Heizung, und viel Personal.

Was haben Sie in Ihrer Freizeit gemacht?

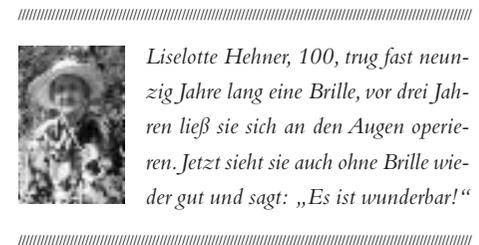
Ich war sehr viel im Theater, die Theater waren in Berlin zu dieser Zeit hervorragend. Und in den Zoo bin ich immer sehr gerne gegangen, das tue ich bis heute! Mittlerweile bin ich die älteste Aktionärin und habe freien Eintritt. In den 20er Jahren hat mir einmal ein Affe den Hut vom Kopf gezogen. Danach hat man die Affenkäfige verglast – und das sind sie auch immer noch.

Was ist besser geworden in den letzten hundert Jahren?

Die Pädagogik. Als ich früher in Berlin-Mitte zur Schule ging, unterrichteten dort vor allen Dingen alte Jungfern, die keine Ahnung von der Seele eines Kindes hatten. Zum Glück wurde ich 1916 auf die viel angenehmere Auguste-Viktoria-Schule in Charlottenburg umgeschult. Marlene Dietrich und ich waren dort zusammen die Solistinnen im Schulorchester, sie spielte Geige, ich Klavier.

1916 – mitten im Ersten Weltkrieg.

Ja. Wir haben damals sehr gehungert. Stundenlang mussten wir anstehen, um Lebensmittel zu bekommen, immer abwechselnd das



Liselotte Hehner, 100, trug fast neunzig Jahre lang eine Brille, vor drei Jahren ließ sie sich an den Augen operieren. Jetzt sieht sie auch ohne Brille wieder gut und sagt: „Es ist wunderbar!“

Hausmädchen, die Köchin, meine Mutter oder ich. Dauern gab es Grütze, außer mir hat die keiner in unserer Familie gegessen, weil sie fürchterlich schmeckte. Meine Mutter hat später zu mir gesagt: „Ich hab dich nur wegen der Grütze durchbekommen.“ Ich esse Grütze auch heute noch ganz gern.

Wie erging es Ihnen während der Blockade Berlins 1948/49?

Die Atmosphäre während der Luftbrücke war beunruhigend. Vor allem war es unglaublich laut durch den ständigen Lärm der Flugzeuge, aber dafür hatten wir eben was zu essen. Wir wurden von den Amerikanern wirklich richtig gut versorgt.

Das nächste große historische Ereignis in der Stadt war der 17. Juni 1953.

An dem Tag war ich morgens für das Rote Kreuz, bei dem ich damals arbeitete, unterwegs, zur Besichtigung eines Heims in Wedding. Von dort aus konnte ich die Demonstranten in der russischen Besatzungszone sehen. Obwohl zu dem Zeitpunkt alles noch ganz ruhig ablief, war die Demonstration an sich beängstigend. Vielleicht, weil sie so groß war. Eine so große Demonstration in Berlin zu der Zeit, nur kurze nach der Blockade und in dieser komplizierten politischen Lage, das wirkte bedrohlich.

Und die Studenten-Demonstrationen 1968, fanden Sie die auch bedrohlich?

Nein, die Studentenproteste habe ich mit



großem Interesse verfolgt, aber ich glaube, die haben auch viel falsch gemacht. Dieses extreme Rechts und Links, daran glaube ich nach all meinen Erfahrungen nicht mehr. Wir brauchen eine gute Mitte. Ich glaube, die Bürger haben damals durchaus verstanden, was die Studenten wollten, und vielem auch zugestimmt, aber die Art, wie das alles gemacht wurde, die bösen Reden, die sie gehalten haben, das wurde abgelehnt. Die meisten Menschen hatten ja so viel durchgemacht, die hatten einfach das Bedürfnis nach Ruhe. Und die Studenten waren genau das Gegenteil von Ruhe, die waren anstrengend.

Wie haben Sie den 13. August 1961 erlebt, den Tag des Mauerbaus?

Ich habe es aus dem Radio erfahren und hingenommen, mich aber sehr aufgeregt. Ich war schon vorher überzeugt, dass es so kommen würde. Ich hatte das irgendwie im Gefühl.

Waren Sie später oft in der DDR?

Ja. Ich hatte nie Schwierigkeiten, nach Ostberlin ein- und auszureisen. Am Grenzübergang Friedrichstraße gab es drei Schalter: einen für Berliner, einen für Westler und einen für Ost-Leute. An unserem Schalter musste man nie lange warten.

Was haben Sie in Ostberlin getan?

Es gab dort wunderbare russische Buchhandlungen, ich habe viel eingekauft: Bücher und Noten. Und Leute getroffen, die ich kannte. Aber die fühlten sich oft unter Druck,

wenn wir uns trafen, weil sie Angst hatten, beobachtet zu werden.

Haben Sie auch die Charité besucht?

Ja, aber eher zufällig. Einmal war ich 1975 im Brecht-Haus in der Chausseestraße in Mitte, und als ich wieder herauskam, dachte ich, ach, jetzt gehst du mal die Chausseestraße runter. Irgendwo guckte ich durch einen Zaun und da sah ich plötzlich auf das Gelände der Charité! Das Hauptgebäude sah völlig anders aus, das ist mittlerweile ein Hochhaus. Ich bin dann reingegangen und habe eine alte Schwester wiedergetroffen, die ich von früher kannte – das war eine Freude!

Hatten Sie auch vor dem Fall der Mauer erwartet, dass das passieren würde?

Das habe ich nicht erwartet, nein. Und ich fühlte mich von da an wieder an das alte Berlin erinnert, an eine vollständige Stadt eben. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich dachte: Endlich wieder alles normal. Aber viele meiner Bekannten aus dem Osten trauern der alten Zeit dort nach. Eine Freundin von mir zum Beispiel hatte ihr Ärztehaus, da ging sie hin und kam gleich dran, da brauchte sie keine Überweisungsscheine oder so was. Das war gut so, wie es war, sagt sie. Als ob sie vergessen hätte, dass es die Grenze gab und sie in so vielen Dingen sehr beschränkt war.

Als Sie 1904 geboren wurden, gab es noch das Deutsche Reich mit Kaiser Wilhelm II. Wenn Sie zurückschauen:

Unterscheiden sich die Politiker heute sehr von früher?

Wir haben früher wirklich gute Politiker gehabt. In den 20er Jahren war ich ein großer Anhänger des damaligen Außenministers Gustav Stresemann, mit seinen Söhnen war ich befreundet. Später fand ich Willy Brandt sehr gut. Wenn ich die mit den Politikern heute vergleiche, schneiden die heutigen sehr schlecht ab. Manchmal habe ich den Eindruck, heute sind die Leute nur noch Politiker wegen des Geldes und wegen der Ehre.

Und Berlin? Hat Ihnen das auch früher besser gefallen?

Den neuen Reichstag mit der Glaskuppel finde ich schön. Auch dass Berlin wieder Hauptstadt ist, finde ich gut. Die Stadt ist natürlich heute ganz anders als früher, vor allem baulich. Auf dem Ku'damm verlief, als ich ein Kind war, in der Mitte ein großer Reitweg, rechts und links führen Droschken entlang. Es gab Droschken erster und zweiter Klasse. Autos gab es kaum. Das meiste ist tatsächlich schlechter geworden. Besonders die Plattenbauten im Osten finde ich fürchterlich. Ein Freund von mir wohnt im 20. Stock eines Plattenbaus auf der Fischerinsel. Der hat zwar einen unwahrscheinlich schönen Blick auf die Stadt, aber mein Geschmack sind diese Häuser nicht. Ich kann denen nichts abgewinnen, vielleicht bin ich da auch zu alt für.

Interview: Jenny Friedrich-Freksa

Einen haben wir noch



Alex Bojcan, 29, lebt in Berlin und tritt unter dem Namen Kurt Krömer als komischer Schauspieler auf. Richtig lachen kann er über die TV-Serie „Absolutely Fabulous“.

Es gibt Gags, die gehen immer, einige, über die man lange diskutieren muss und manche, bei denen man schon im Voraus weiß, dass es Ärger gibt. Kurt Krömer kennt sie alle.

Ich hatte schon mit 13 Jahren unbewusst die Idee, Komiker zu werden. Ich habe damals im Fernsehen viel Luis de Funès geguckt und gedacht: So möchte ich auch mal mein Geld verdienen! Zur Arbeit gehen, einen cholertischen Ausbruch kriegen, alle Leute zusammenschießen, nach Hause fahren und am nächsten Tag geht es wieder von vorne los. Auf die Bühne zu kommen, zu fünfzig Prozent eine fiktive Person und zu fünfzig Prozent bei sich selbst zu sein, das ist für mich der Inbegriff des komischen Schauspielers. Um dem Publikum was Lustiges zu erzählen, muss ich keine langen Spaziergänge machen oder zu Hause sitzen und nachdenken. Ich erzähle einfach überspitzt Sachen, die ich erlebt habe. Zum Beispiel die Vorbereitungen für eine Laudatio beim Deutschen Filmpreis. Für einen Drei-Minuten-Auftritt gab es tagelange Treffen mit Pappenheimern vom Film, die sich fast in die Hosen geschissen haben, wen man beleidigen darf und wen nicht, und darüber diskutiert haben, was der tollste Witz ist. Das war eine völlig absurde Angelegenheit, weil die keinen Humor haben. Man muss sich einfach fragen: Was ist eigentlich an mir albern, wo entspreche ich nicht so der Norm? Wenn man das hat und noch ein bisschen überspitzt, hat man schon mal eine lustige Figur. Natürlich hatte ich auch schon Geschichten, die ich mir zu Hause am Computer ausgedacht habe und selbst total lustig fand, die aber völlig an den Haaren herbeigezogen waren und über die das Publikum nicht lachen konnte. Aber es liegt dann an dir selbst, aufzustehen und weiter-

zumachen, daran rumzuschrauben, bis es stimmt und die Leute lachen. Ich suche mir immer sehr plakative Themen aus. Bei Außerirdischen, die bei mir auf dem Hinterhof landen, weiß ich, dass jeder das Phänomen von Außerirdischen kennt, genauso wie jeder Angst vor dem Zahnarzt hat. Da hat man den kleinsten gemeinsamen Nenner. Ob die Leute dann über einen Zahnarzt sketch lachen, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass sie das Thema kennen. Es gibt natürlich auch Themen, die immer funktionieren: Sex, Minderheiten, Schwule, Beziehungen. Aber das ist für mich unterste Schublade. Ansonsten ist alles ein Thema: Umziehen zum Beispiel. Ich ziehe in eine neue Wohnung und es sieht alles aus wie Schwein, und wenn ich ausziehe, sagt der Vermieter, dass ich alles so wiederherstellen muss, wie es war – dann setze ich eben Ratten aus. Ein liebliches, zärtliches Thema ist Flirten: Wie geht man auf eine Frau zu, wie spricht man sie an? Ich hatte mal einen richtig bösen Witz, von dem ich gleich wusste, dass er polarisiert. Da habe ich von Stress mit meiner Putzfrau erzählt und dass meine Frau die Scheidung eingereicht hat. Ich wusste gleich, dass die Frauen „Buh“ rufen werden. Da macht man erst einen frauenfeindlichen Witz, der nächste Witz ist, mit den Reaktionen aus dem Publikum umzugehen, und dann kommt ein männerfeindlicher Witz und schon passt es wieder. Man muss über sich selbst lachen und darf keine Scheu davor haben. Kurt Krömer hat immer, wie die Clowns, ein Problem, das gelöst werden muss. Zum Beispiel: Die

Freundin macht Schluss, ich gehe auf die Bühne und erkläre das Problem, und wenn ich es überspitze, wird es lustig. Oder ich mache eine Fünf-Minuten-Geschichte über Bauchansatz. Über Politik mache ich mich auch lustig, aber zeitlos, nicht tagesaktuell. Zum Beispiel darüber, wie ernst sich Politiker nehmen oder wie sie sich widersprechen oder sich so streiten, dass man denkt, es handelt sich um Kinder bei der Essensausgabe. Wenn man vom Lachen leben möchte, wird man am Anfang merken, dass das nicht funktioniert, weil man keine Angebote kriegt. Meine erste Gage waren 11,50 Mark, da war an Leben nicht zu denken. Man spielt und tingelt in der Szene, auf Straßenfesten und in Bierzelten, dann geht das über Mundpropaganda und irgendwann klingelt das Telefon und da sagt einer: „Möchteste nicht bei uns auftreten, du kriegst eine feste Gage von 250 Mark am Abend einen Monat lang.“ Ich mache das jetzt seit zehn Jahren. Seit zweieinhalb Jahren kann ich sagen: Ich verdiene so viel Geld, dass ich keine Angst mehr haben muss, meine Miete nicht zahlen zu können. Es ist aber noch nicht so viel, dass ich nie wieder arbeiten gehen muss. Angst vor der Zukunft habe ich nicht. So wie immer gegessen und getrunken wird, wird auch immer gelacht werden. Lachen ist wie ein Reflex, wie ein Ventil. Wenn man viel Stress aufgebaut hat und lacht, ist das entspannend. Dieser alte Spruch „Lachen ist die beste Medizin“ stimmt einfach. Daher könnte ich mich eigentlich Doktor Kurt Krömer nennen.

Text: Barbara Bollwahn



Junger Fan bei einem Konzert in Ölte/Münsterland.

gewinnen



Goldene Uhren und ein gelber Porsche, zu gewinnen im Geschicklichkeitsautomaten des Brückenrestaurants der Raststätte Frankenwald.

Spiel, Wort und Sieg

Und Deutschland kann doch noch gewinnen: Im flutter-Deutschlandrätsel. Zehn Fragen, zehn Antworten, ein Lösungswort und viele tolle Preise.

Welchen Ort gibt es in Deutschland nicht?

- a) Singen.
- k) Lachen.
- m) Kratzen.
- i) Jucken.

Hallig Gröde-Appelland ist

- t) der meistverkaufte Brotaufstrich in Mecklenburg-Vorpommern.
- s) der Name des Pferdes, auf dem Ludger Beerbaum 2004 in Athen Olympiasieger wurde.
- o) die kleinste ständig bewohnte Insel Deutschlands.
- h) die erfolgreichste Volksmusikerin Norddeutschlands.

Welche dieser Mannschaften war nie Deutscher Fußballmeister?

- s) Union 92 Berlin.
- c) Viktoria 89 Berlin.

- e) Rapid Wien.
- d) Austria Wien.

Die Wolpertinger sind

- b) ein altes rheinisches Adelsgeschlecht.
- p) Mineralwasserquellen im Harz.
- e) bayerische Fabelwesen.
- s) leicht mehlig Äpfel vom Bodensee.

Das protokollarisch zweithöchste Amt in Deutschland ist das des

- a) Bundespräsidenten.
- b) Bundeskanzlers.
- c) Bundestagspräsidenten.
- d) Bundesratsvorsitzenden.

Notiere die fünf Buchstaben der richtigen Lösungen. Fünf weitere Buchstaben erhältst du in Teil 2 des Rätsels unter www.fluter.de. Aus den zehn Buchstaben kannst du das Lösungswort bilden, das ursprünglich aus einer sehr alten Kultursprache stammt.

Das Lösungswort schickst Du an:

gewinnen@flutter.de oder an:

Redaktion und Alltag / Stichwort: flutter-Rätsel / Pasteurstraße 8 / 10407 Berlin

Und das gibt es zu gewinnen:

3 x „A Woman And A Half: Hildegard Knef“ (DVD)

3 x Kaya Yanar: Welttournee durch Deutschland (CD)

5 x Alfred Döblin: Berlin Alexanderplatz

3 x Axel Hacke: Deutschlandalbum

3 x Schlaglichter der deutschen Geschichte (bpb-Publikation)

3 x Deutsche Kultur (bpb-Publikation)

3 x Die heile Welt der Diktatur. Die 70er und 80er Jahre in der DDR (bpb-Publikation)

3 x Chronik der Mauer (CD-Rom)

Unter allen richtigen Einsendungen wird gelost. Mitarbeiter der Bundeszentrale für politische Bildung sowie des SV Medien Service und von Redaktion und Alltag dürfen nicht teilnehmen. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Wissen, was man will



Schlichte Parolen und einfache Wahrheiten hörst du jeden Tag. Wer nicht alles glauben will, braucht fundierte Standpunkte. Auf www.bpb.de holst du dir das politische Wissen zu den Themen, die dich angehen. Von A wie Arbeitsmarkt bis Z wie Zuwanderung.

www.bpb.de ist die Internet-Adresse für alle, die mehr Wissen wollen. Zum Beispiel über das politische System und die Geschichte Deutschlands. Die Rubrik „Themen“ bietet übersichtliche Schwerpunkte mit vielen Publikationen und Materialien zu allen Politikfeldern.

- **Einsichten gewinnen** – die „Informationen zur politischen Bildung“ und viele andere Publikationen zum online Lesen oder Herunterladen
- **Begriffe nachschlagen** – mit den politischen Online-Lexika auf www.bpb.de
- **Ansichten verstehen** – die multimedialen Video-Interviews mit Experten und Zeitzeugen
- **Wissen bestellen** – Bücher, Magazine und CD-ROMs über den Online-Shop nach Hause liefern lassen
- **Pläne schmieden** – der Veranstaltungskalender und die Rubrik „Veranstaltungen“ mit Aktionen und Festivals rund um Politik und Gesellschaft



Aufgepasst:

Ihr Abo läuft bald aus.

Ein flutter-Abo läuft nach vier Ausgaben aus.

Wenn es bei Ihnen so weit ist, werden Sie an dieser Stelle erfahren, wie einfach eine Abo-Verlängerung funktioniert.

Das letzte Heft 2004 erscheint im Dezember zum Thema „Glaube“

Leserbriefe bitte an:

flutter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

SV Medien-Service GmbH

Emmy-Noether-Straße 2, Bauteil E

80992 München

leserbriefe@heft.fluter.de

Abos:

www.fluter.de/abo

Tel.: 0 52 51/153-188 oder

Fax: 0 52 51/153-190

flutter
D.B.Z. Bundeszentrale für politische Bildung